

# *Tina Gerhäuser*

---

aus Deutschland



## Stipendien-Aufenthalt in Mali

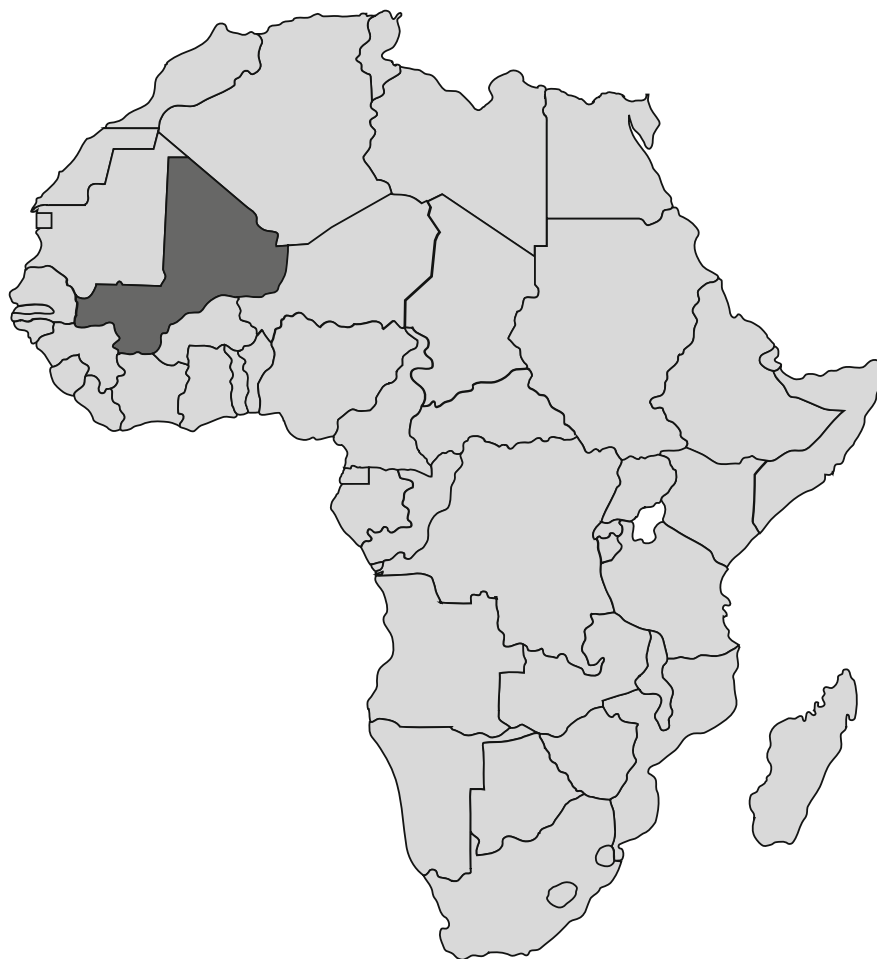
vom 26. Oktober bis 08. Dezember 2006

## **Gesichter der Migration**

### **Malis Jugend zwischen Armut und Abenteuer**

Von Tina Gerhäuser

Mali, vom 26. Oktober bis 08. Dezember 2006



# Inhalt

1. Zur Person und zum Projekt	162
2. Ein Cowboy, der nicht schwimmen kann – Wenn man beim Auswandern zuguckt	162
3. Eine Handyhülle für ein Stück EU – Der Versuch, Migranten und ihre Motive zu sortieren	164
4. Rasta gegen die Rastlosigkeit – Wie sich die Dorfjugend von der Armut ablenkt	166
5. Kein Tag ohne Hacke – Was die Jungen so Mali-müde macht	168
6. Je weniger Wissen, desto mehr Wollen – Warum die Dorfschulbildung nicht viel bewirken kann	170
7. Alt gegen Jung – Warum sich die Auswanderer von damals verraten fühlen	172
8. Vom Schleuser zum Mahner – Die Irrfahrten eines Gemischtwarenhändlers	173
9. Jung gegen Alt – Welchen Preis der Wunsch nach Selbstbestimmung hat	176
10. Auf dem Weberschiffchen zum Mond – Die Frage, ob es in Mali eine Kultur des Auswanderns gibt	178
11. Nachtfalter fliegen zum Licht – Wie Malis Mächtige die Verantwortung weiterreichen	180
12. Stauschau ohne Zahlen – Wie die EU-Kommission in Bamako den Migrationsströmen begegnet	182
13. Marx auf dem Markt – Warum ein Studium die Sache nicht unbedingt besser macht	185

- 
- |   |     |
|---|-----|
| 14. Aderlass am Schalter – Ein Besuch in der<br>begehrtesten Botschaft von Bamako                                   | 190 |
| 15. Wer zu spät kommt, muss Bonbons spendieren – Wie der<br>Staat versucht, der Jugend eine Perspektive zu schaffen | 192 |
| 16. Dreißig Kühe, ein Goldzahn und eine Menge Asche<br>– Was zurückbleibt, wenn die Söhne gehen                     | 197 |
| 17. Warten auf das Paradies – Was man von einem<br>alten Esel lernen kann   | 200 |
| 18. Ein Brief an Angela Merkel – Was von der Reise übrig bleibt   | 204 |
| 19. I ne cè – Wieso ein deutsches Dankeschön<br>nie mit malischem Dank mithalten kann                               | 206 |

## 1. Zur Person und zum Projekt

Christina Gerhäuser ist seit 1977 auf der Welt. Sie hat in Tübingen und Aix-en-Provence Geschichte und Französische Literaturwissenschaft studiert, nebenbei fürs Radio gearbeitet. Spätestens seit der Magisterarbeit hatte Westafrika einen festen Platz in ihrem Schreiben. Sechs Wochen Radio- und Onlinejournalismus führten sie während ihres Volontariats bei der Deutschen Welle nach Bamako, Mali. Das war im Herbst 2005, als nach den erbitterten Kämpfen um Ceuta und Melilla viele malische Migranten in ihre Heimat zurückgeschickt wurden – per Flugzeug von Marokko aus, nach tagelangem Herumirren in der Wüste. Die Autorin hat die jungen Malier direkt nach der Landung in Bamako getroffen und interviewt. Eine ganz dringende Frage brachte sie mit nach Hause: Warum nehmen diese Männer und Frauen derartige Qualen auf sich, nur um nach Europa zu gelangen? Eine Frage, die europäische Medien mit dem immer gleichen Satz beantworten: „In der Hoffnung auf ein besseres Leben“. Welches Leben sie für diese Hoffnung eintauschen und welche Perspektiven es in der Heimat für junge Malier gibt, das wollte die Autorin mit Hilfe des Heinz-Kühn-Stipendiums herausfinden.

## 2. Ein Cowboy, der nicht schwimmen kann – Wenn man beim Auswandern zuguckt

Er kommt sofort herüber in den hinteren Teil des Lastwagens, lässt sich neben mir auf die Säcke mit Bohnen und Reis fallen. Eher ein Junge als ein Mann. Jeans, gelb-schwarzer Parka (wetterfest), weiße Turnschuhe. Um den Hals trägt er ein Tuch, so gebunden wie es die Cowboys und Revolverhelden in meiner Vorstellung tragen: mit dem Dreieck nach vorn. Nur, seines ist rosa, richtig rosa.

Nouakchott war das Wort, bei dem ich hellhörig geworden war. Nouakchott sei sein Reiseziel, hatte der Junge zu einem älteren Mauren vorn im Lastwagen gesagt. Da musste ich einfach fragen: „Willst Du weiter nach Europa?“ „Ja, nach Spanien“, sagt er jetzt neben mir. Zwei weiße Arme reichen sich auf dem Bild auf seinem Rucksack die Hände, „Friends“, Freunde, steht darunter. Im Rucksack selbst ist fast nichts: ein paar Kleider und ein Album mit Familienfotos. Ich darf sie ansehen. Der große Bruder: hockt vor einer schmiedeeisernen Eingangstür, unter sich das Handy. „Er ist Jahrgang 1979“, sagt der kleine Bruder neben mir und unterstütze die Familie von Spanien aus. Daher Spanien. Wo der große Bruder dort wohne, will ich wissen. Keine Antwort. „Wohin denn genau in Spanien?“, frage ich weiter. Erstmal keine Antwort.

Der kleine Bruder ist an diesem Morgen aufgebrochen, hat sich von seiner Familie verabschiedet, die in dem Dorf Souransan Tomoto lebt, 40 Kilometer nördlich der Kreisstadt Kita. Sechs Brüder und noch ein paar Schwestern, er ist der Jüngste, der Benjamin – ein guter, wenn auch nicht sehr malischer Name für jemanden, dessen wirklichen Namen ich nicht erfahren werde. Benjamin hätte gern als Arzt Menschen gesund gemacht. Dadurch würde man weniger Sünden begehen und hätte es am Ende im Jenseits besser, sagt er, der dann aber sitzen bleibt, als alle anderen Männer zum Gebet über die Holzwände des Lastwagens ins gelbe Gras klettern.

Neun Jahre lang hat Benjamin die Schule besucht, aber dann bekam er keine Empfehlung für die drei weiteren Jahre bis zum Abitur. Seine Familie hätte die Schulkosten selbst bezahlen müssen. Das ging nicht. Da habe er zum ersten Mal daran gedacht, nach Europa zu gehen, sagt Benjamin. Aber erst zog er nach Kayes, in die Hauptstadt der Region, wohnte bei seiner großen Schwester und arbeitete auf der Tankstelle eines anderen großen Bruders. Alles Geld, das er im Monat verdiente, umgerechnet 45 Euro, musste der kleine Bruder zu Hause abgeben. Eigenes Geld verdienen und behalten können – auch das spricht für Europa.

Und trotzdem wäre Benjamin in Mali geblieben. Wenn der große Bruder in Spanien ihm Geld gegeben hätte, um ein eigenes kleines Geschäft in Kayes oder Bamako aufzumachen. „Komm lieber nach Spanien und arbeite hier“, war die Antwort auf Benjamins Wunsch. Das Einzige was Benjamin über seinen Weg weiß, ist, dass er nach Nouakchott gelangen muss. Er zeigt mir eine Telefonnummer, die Nummer von Sassa dem Schleuser: ein paar Zahlen sorgfältig auf die erste Seite eines kleinen Heftes geschrieben. Das selbstgemachte Telefonbuch passt genau in die Hosentasche. Benjamin verstaut es wieder. Neben dem bisschen Geld für den ersten Teil der Reise ist das Büchlein seine wertvollste Habe.

Wasser oder Proviant hat er nicht dabei. Das sei eine ziemlich europäische Art der Reisevorbereitung, sagt Benjamin freundlich. Er wird also Sassa anrufen, sobald er in Nouakchott angekommen ist. Und Sassa wird dann alles organisieren, damit die Reise weitergeht: Geld, Papiere und den Platz im Boot. Der Schleuser kommt aus demselben Dorf wie Benjamin, und Benjamins großer Bruder in Spanien wird seine Schleuserdienste bezahlen. Der Junge selbst scheint nicht zu wissen, wie man legal nach Europa gelangt, ich muss ihm erklären, wie es geht, ein Visum zu beantragen.

Zwischendurch schweigen wir, der Lastwagen schwankt an Hirsefeldern vorbei, an Baobab-, Tamarinden-, und anderen Bäumen. Wir ducken uns, um nicht von den vorbeischnellenden Zweigen getroffen zu werden. „Hast Du keine Angst?“, frage ich. Die Antwort ist „Nein“. Sein großer Bruder habe es vor vier Jahren auch geschafft, mit der Piroge über das Meer. „Kannst Du

schwimmen?“ , frage ich weiter. „Ein bisschen“, sagt Benjamin. Er habe das im Fluss Senegal schon ausprobiert, das sei ja ungefähr dieselbe Tiefe.

„Man muss nur fähig sein, das ist alles“, lautet die Reiseempfehlung des großen Bruders. Der kleine Bruder will fähig sein. Kurz bevor er auf der Teerstraße in den weißen Bus nach Kayes steigt, sagt er: „Wenn ich heute eine Gelegenheit finde, nach Spanien, in die USA oder nach Frankreich zu kommen, dann mache ich das.“ Ich habe schon längst angefangen zu hoffen, dass er durchkommt.

### **3. Eine Handyhülle für ein Stück EU – Der Versuch, Migranten und ihre Motive zu sortieren**

„Bist du Spanierin?“ Das werde ich nicht oft gefragt in Europa. Hier schon. Gerade ist es ein großer, junger Schlacks, der mich von der Seite anspricht, direkt neben dem Eingang zum Jugendtreff „Carrefour des Jeunes“ mitten in Bamako. „Nein“, antworte ich, an die warme Mauer gelehnt. Er versucht es noch mit ein paar anderen Nationalitäten, bis ich sage, dass ich aus Deutschland komme und zurückfrage, was er hier macht. Handyhüllen verkaufen. Kann man davon leben? „Nein“, aber von der Lehre als Gerüstbauer habe er auch nicht leben können. Ich blicke die Mauer entlang bis zur nächsten Kreuzung: 10, 20, 30 Handyhüllen-Verkäufer. 10, 20, 30 Träume von Europa.

„Für mich gibt es zwei große Gruppen von Migrationskandidaten“, sagt Mamadou Diakité keine zehn Minuten später im Café genau gegenüber dem Jugendtreff. Der runde Raum mit dem dichten, spitzen Strohdach ist sein Lieblingsort. Hier atmet er durch, wenn er von den Gesprächen mit denen zurückkommt, die bald nach Europa aufbrechen oder gerade von dort heimkehren. „Es gibt solche, die dazu verurteilt sind auszuwandern, also gar keine Wahl haben, und Andere, die das nur nachahmen.“ Seit drei Jahren hat Diakité täglich mit Maliern zu tun, die nichts sehnlicher möchten als nach Europa zu gehen. Er ist Projektleiter von AIDE, was auf Deutsch „Hilfe“ bedeutet, aber eigentlich die Abkürzung für „Verein der Entwicklungsinitiativen“ ist. Dahinter verbirgt sich eine von einer italienischen Nichtregierungsorganisation gegründete und von der EU-Kommission finanzierte Initiative zur Aufklärung von Migranten und Migrationskandidaten. Das Projekt ist seit Mitte des Jahres 2006 streng genommen zu Ende. Aber Diakité hat einfach nicht aufgehört. Er versucht, eine neue Finanzierung für seine Arbeit zu finden.

Wer sind die, die dazu verurteilt sind, nach Europa zu gehen? „Zum einen die, die jeden Tag echtes Elend erleben“, erklärt Diakité. Meist kommen sie

vom Land und halten es einfach nicht mehr aus zuzusehen, wie die eigene Familie leidet. „Das sind die aus wirtschaftlichen Gründen zum Auswandern Verurteilten“, sagt Diakité. Zum anderen gebe es dann die „kulturell Verurteilten“. Er spricht von den jungen Männern der Soninké-Ethnie. Für die sei Geldverdienen zwar auch ein Motiv, aber mindestens genauso wichtig sei es für die Soninké, ein Stück von der Welt zu sehen. Als Entdecker, die mehr über das Leben wissen wollen, beschreibt sie Diakité.

Und die Nachahmer? Auch da müsse man zwei Typen unterscheiden. Die einen sind für Diakité die „mittellosen Mitläufer“, denen es nur wenig besser gehe als den wirtschaftlich zum Auswandern Verurteilten. Sie hätten oft keine Arbeit und würden auch nicht an Mikrokredite oder andere Förderungen herankommen, Europa sei für sie eine Alternative. Die anderen Nachahmer seien nur eine kleine Gruppe von jungen Maliern, denen es bei der Idee auszuwandern, auch darum gehe, Freiheit und Menschenrechte zu gewinnen. Wir einigen uns darauf, sie „Bohemiens“ zu nennen. Diakité hat beobachtet, dass sie oft besser Französisch sprechen als die Anderen und dass sie sich oft mehr für die USA und Kanada interessieren als für Europa.

Diakités Typologie ist selbst gebastelt, es gibt bisher keine umfassenden Studien zum Profil malischer Migranten. Alles, was er in den vergangenen drei Jahren beobachtet hat, fasst der Projektleiter von AIDE gerade zu einem Vortrag zusammen: „Migration aus der malischen Perspektive – Wirklichkeiten und Möglichkeiten“ lautet der Titel. Ich bin die Test-ZuhörerIn. Noch vor zwei, drei Jahren sei es ein Tabu gewesen festzustellen, dass es so etwas wie illegale Migration von Maliern überhaupt gibt, beginnt Diakité. „Die Leute haben nicht verstanden, wie ich das als Afrikaner behaupten kann.“ Das sei in ihren Augen „Selbstmord“ gewesen. Erst die Gewalt an den Sperrzäunen von Ceuta und Melilla im Oktober 2005 habe das Bewusstsein verändert. Das schaffe Perspektiven für eine bessere Migrationspolitik – so bitter es auch in Diakités eigenen Ohren klingt, als er das feststellt. Eine bessere Politik, das bedeute nicht, die Auswanderung sofort und für immer zu stoppen. Es bedeute vielmehr, den Schaden, den der Einzelne nimmt, zu minimieren und den allgemeinen Nutzen zu maximieren. Dass Malier im Ausland Geld und Wissen erwerben, hält Diakité für lebenswichtig. Aber er ist gegen das Auswandern um jeden Preis.

Doch um die Handyhüllen-Verkäufer, die unglücklichen, gelähmten Rückkehrer und all die anderen im Land zu halten, muss man ihnen Alternativen anbieten können. „Nur, ich habe ihnen nichts zu bieten“, sagt Diakité sehr leise. Er schäme sich ein bisschen dafür. Schließlich wisse er, dass die Jungen dem Tod entgegen gehen, oder wenn nicht dem Tod, dann zumindest Demütigung, Leid und Zurückweisung. Bisher bleibt ihm nichts anderes übrig, als sie gehen zu lassen.



Arbeitsmaterial, Ausbildung und projektbezogene Finanzhilfe – das sind in Diakités Augen die Dinge, die fehlen. Er erzählt von dem Seifenhändler Boubakar, dem ein Zuschuss von umgerechnet 500 Euro reichen würde, damit er von seiner Seifenproduktion leben kann. Ein auf dem Weg nach Europa gescheiterter mittelloser Schneider brauche nur eine Nähmaschine. „Viele Kandidaten fürs Auswandern, viele Zurückgewiesene und unfreiwillig Heimgekehrte würden sich hier im Land etwas aufbauen, wenn man den Zugang zu projektbezogener Finanzhilfe und Mikrokrediten ausweiten würde“, sagt Diakité. Da müsse die Entwicklungspolitik der EU ansetzen. Er selbst möchte Gemeinschafts-Ateliers zum Nähen, Schweißen, Tischlern, etc. gründen. AIDE oder deren Folgeorganisation könnte dann die jungen Unternehmer beraten, z. B. wie sie an Fördermittel und an eine bessere Qualifizierung herankommen. Eine andere Idee ist, ein Beratungszentrum für junge Malier auf Arbeitsuche zu gründen. Selbst wenn alle diese Vorschläge schnell umgesetzt würden, erreichen würde man damit nur die Kandidaten, die aus rein wirtschaftlichen Gründen den Weg nach Europa wählen. Nach Diakités Typologie also die wirtschaftlich Verurteilten und die mittellosen Mitläufer. Aber immerhin.

#### **4. Rasta gegen die Rastlosigkeit – Wie sich die Dorfjugend von der Armut ablenkt**

Wenn es so einfach wäre, dass ein Wunsch in Erfüllung geht, wenn man eine Sternschnuppe fallen sieht, dann hätten die Menschen in Guétala keine Sorgen. Über dem Dorf steht ein Himmel, der den Namen Zelt wirklich verdient. Daran leuchten Sterne, die ich in Europa noch nie wahrgenommen habe, und eine Milchstraße so breit, dass der große und der kleine Wagen darauf locker nebeneinander fahren könnten – zumal diese himmlische Straße aus der Ferne betrachtet deutlich besser ausgebaut erscheint als die Sandpiste, auf der ich am Nachmittag die letzten Kilometer bis nach Guétala gereist bin. Es ist Abend in dem 4.000-Seelen-Dorf in der einsamen Mitte von Malis westlicher Region Kayes. Die Zikaden zirpen und es riecht nach Holzkohle. Zwischen den Hütten aus Lehm sitzen, kaum erkennbar, Familien um kleine Feuer oder zumindest um die glühende Asche unter kleinen Emailteekannen. Die Deckel scheppern leise, bevor die Flüssigkeit in die Gläser stürzt. Männer murmeln und manchmal lachen sie. Wenn im Vorbeigehen der Schein meiner Stirnlampe kurz auf eine der Gruppen fällt, erkenne ich hier eine sehnige Hand mit einem dieser eckigen silbernen Ringe am kleinen Finger oder da einen rissigen Fuß, der mit allen Zehen über den Rand eines alten Plastikpantoffels ragt.

„Wir sind gleich da“, sagt Oumar Dambele neben mir. Er ist der Direktor der kleinen Schule von Guétala und hatte mir angeboten zu übersetzen. Bis auf die dürren Arme und den schmalen Kopf auf dem hageren Hals verschwindet er ganz in den weißen Stoffbahnen seines Festgewandes. Die Musik wird lauter: französischer Reggae. Er kommt aus einem Ghettoblaster in einer kleinen, runden Hütte. Davor sitzen sechs gebeugte Gestalten auf ein paar Holzbänken und rauchen. Als wir guten Abend sagen, blicken sie auf. Ich sehe in junge, neugierige Gesichter. Der Direktor fragt auf Bambara, ob wir uns dazusetzen und mit ihnen plaudern dürfen. Wir dürfen. Erwachsene verirren sich selten hierhin. Die Bänke vor der Hütte sind ein Treffpunkt der Jungen – „grin“, wie sie selbst dazu sagen. Hier werden Zigaretten und Geheimnisse geteilt.

Ob sie manchmal an Europa denken, frage ich. „Toumabé“ sagt der Junge neben mir, das heißt immerzu. Er trägt einen dunkelgrauen Pullover und hat sehr große Augen. Niouguolé ist sein Name. Europa kennt er nur aus den Erzählungen der Brüder, von denen zwei in Spanien und drei in Frankreich leben. „So wie die sich benehmen, muss es viel Reichtum geben in Europa“, sagt er. Er selbst hat bisher nur das Leben in Armut kennen gelernt. Niouguolé ist jetzt 16, schon immer habe er seine Eltern leiden sehen, sagt er. Ich traue mich zu fragen, was das genau heißt, und in welchem Moment er sich des Elends bewusst geworden ist. „Als ich klein war“, antwortet Niouguolé, „haben uns unsere Eltern immer wieder eine Art Brei zu essen gegeben. Ich habe dann beim Essen gemerkt, dass das kein richtiger Hirsebrei ist, sondern nur Brei aus den Hirseschalen – also das, was wir normalerweise den Tieren zu fressen geben.“

In der kleinen Gruppe aus Freunden sprechen die Jungen oft über Europa. Niouguolé würde gern über das Meer nach Spanien gehen. Dass die Reise leicht mit dem Tod enden kann, weiß er. Doch seine Antwort auf meine Frage, ob die Eltern nicht noch mehr leiden würden, wenn er unterwegs ertränke, will der Direktor erst nicht in voller Länge übersetzen. Denn Niouguolé hatte, wenn auch sehr leise, gesagt: „Wenn ich sterbe, macht es das doch für meine Eltern leichter. Es wäre zumindest eine Last weniger.“

Trotzdem würde der Sohn nie gegen den Willen seiner Eltern einfach so aufbrechen. Einmal hat er den Vater schon gefragt. Aber der sagte, dass das jetzt kein guter Moment sei, um aufzubrechen, und dass er sich noch ein bisschen gedulden müsse, bis die Vorzeichen besser stünden. Niouguolé's Leben besteht also aus Warten auf das Signal für den Aufbruch. Wie schafft er es, sich abzulenken? „Wir lenken uns gegenseitig ab“, sagt er, „indem wir einfach viel miteinander reden.“ Und wenn das zu monoton zu werden drohe, würden sie einfach die Musik aufdrehen.

Die Freunde teilen sich die Hütte, vor der wir sitzen, zum Schlafen. Seit sie 14 Jahre alt sind haben sie diese eigene Bude; zum Essen gehen sie ein

paar Schritte bis zum Hof der nächstgelegenen Eltern. Ibrahim gehört noch nicht so lange dazu, er ist schon 19 und kommt aus der Region Segou weiter im Osten. Er ist hier für die Musik zuständig. Als ich frage, was sie am liebsten hören, holt er den batteriebetriebenen GhettoBlaster aus der Hütte: Tiken Jah Fakoly, der aus der Elfenbeinküste stammt und in Mali lebt, singt davon, dass das Volk weint, weil es das nicht mehr aushält während die Mächtigen behaupten, alles sei in bester Ordnung. „Das ist ein Rastamann“, sagt Ibrahim, während er auf einem Strohalm herumkaut. Und Tikens Botschaft sei das, woran er und die anderen sich orientierten: Arbeiten, im Schweiß seines Angesichtes leben, und den Anderen respektieren. Ibrahim hat als Tagelöhner in Guétala angeheuert, weil er hier am Tag doppelt soviel verdient wie in seiner Heimat: umgerechnet 1,50 Euro am Tag dafür, dass er die Felder der Frauen bewirtschaften hilft. Niouguolé und die anderen Jungen bekommen, weil sie in Guétala geboren und also Teil der Gemeinschaft sind, nur dann Geld für ihre Arbeit, wenn sie zusätzliche Stunden schufteten. Jeden Morgen fangen sie um sechs Uhr an. „Auch morgen wieder“, sagt Ibrahim. Als ich vorschlage, noch kurz gemeinsam einen Tee zu trinken, sehen sich die Jungs unsicher an. Niouguolé sagt dann ganz vorsichtig, dass das nicht gehe. Sie seien nämlich mit den Mädchen verabredet, zum Plaudern, und die würden jetzt schon eine Weile warten.

## **5. Kein Tag ohne Hacke – Was die Jungen so Mali-müde macht**

Die Frauen sind die Ersten, die morgens aufstehen. Direkt nach dem Ruf des Muezzins gegen 5 Uhr machen sie Feuer, bereiten darauf in einem riesigen Topf den süßen Reisbrei zu und beginnen damit, Hirse zu zerstoßen. Spätestens dann bin auch ich wach, schlüpfte, angetrieben von dem rhythmischen Stampfen, unter dem Moskitonetz durch und trete hinaus in den Hof. Es ist dunkel und kalt, je zwei Mädchen oder Frauen stehen vor kniehohen Holzgefäßen, die wie offene Sanduhren aussehen. Mit beiden Armen stoßen sie Holzstangen auf die Hirsetrauben oder Maiskolben; immer im Wechsel, erst die eine, dann die andere Frau. Nur selten spritzen dabei ein paar Körner über den Rand. Die Frauen stampfen die Tagesration für ihre 40 bis 50-köpfigen Familien. Jeden Morgen mindestens ein Stunde lang. Wenn die Sonne anfängt zu wärmen, nehmen die Frauen schnell ein paar Löffel Reisbrei zu sich und gehen auf die Felder.

Zwischen vier und acht Hektar bewirtschaftet jeder Familienhaushalt in Guétala allein mit dem Anbau von Hirse. Dazu kommen Erdnuss- und Maisfelder – insgesamt also bis zu 20 Hektar Land, die von Hand bestellt und abgeerntet werden müssen. Für die groben Arbeiten sind die Männer zu-

ständig, erzählt Badian, während wir an den abgeernteten Erdnussfeldern vorbeigehen. Der 50-Jährige ist der älteste Sohn des Familienchefs der Keita, und wenn ich das nicht wüsste, dann hätte ich es an seiner Haltung gesehen: groß und gerade, das Gewehr über dem grünen Parka geschultert, ein Mann, der nur einen Schuss braucht. Er führt mich zu einem seiner Felder. Drei seiner Neffen sind gerade dabei, die Hirsestängel mit einer kleinen Hacke niederzustrecken, damit die Frauen später an die Blüten herankommen, sie abschneiden und sammeln können. Die Jungen tragen Baseball-Kappen gegen die Sonne und schauen nur kurz auf, als ich ihnen einen guten Tag wünsche. Idrissa ist noch nicht so lange wieder zurück von der Reise nach Europa. Er hat seinen Bruder auf dem Meer vor der mauretanischen Küste verloren. Kanté hat es beim ersten Mal auch nicht geschafft, jetzt hat er den Familienchef, Badians Vater, um Erlaubnis für einen zweiten Versuch gebeten. Das alles erfahre ich nicht von den Auswanderern, sondern von Badian. Es ist nicht der richtige Moment, geschweige denn die richtige Begleitung, um die Jungen zu einem längeren Gespräch zu bewegen. Die Sonne brennt inzwischen senkrecht auf unsere Stirn, wir machen uns auf den langen Weg zurück ins Dorf.

Auch Bakary Nakoun ist an Europas Grenze gescheitert. Aber bei ihm liegt die Erfahrung lang genug zurück, um darüber berichten zu können. Von 1999 bis 2000 war er in Marokko. Jetzt kommt er gerade von der Hirseernte aus einem der entfernten Weiler zurück und setzt sich sofort zu mir, als ich ihn aus dem Schatten einer Hütte heraus frage, was er über Europa denkt. „Ohne die moralische und finanzielle Unterstützung der Brüder in Europa würde es nicht gehen“, sagt er. Die großen Hände in den grünen Plastikhandschuhen lässt er sinken, als er erzählt, dass sein alter Vater in Guétala immer noch für einen Teil der Familienversorgung aufkommen muss. „Ich schäme mich, eigentlich wäre das meine Aufgabe“, sagt er. Aber Steuern zahlen, Medikamente kaufen und Geld zurückbehalten für die Zeit im Jahr, in der die Ernte zu Ende ist und die Familie hungert, das geht in Guétala nicht ohne Hilfe von außen. Es bleiben also nur die Auswanderer als finanzielle Stütze, denn noch nie hat ein Minister seinen Fuß in das Dorf gesetzt, und Nichtregierungs- oder Entwicklungshilfeorganisationen helfen anderswo.

Dabei wissen die Dorfbewohner, was sie brauchen. Sie zeigen mir die riesige Ebene im Norden; grün vor Gras leuchtet sie, weil das Wasser sich hier, von den umliegenden Hügeln kommend, dicht unter der Erdoberfläche staut. Nur leider fließt das Wasser zu schnell ab, als dass man Reisfelder und Gemüsegärten anlegen könnte. Die Dämme, die die Bewohner von Guétala aus Zweigen und Sandsäcken improvisieren, halten nicht. Zurück bleibt eine tiefe, trockene Furche, die bis zum Dorf reicht. „Wir brauchen solide Dämme“, sagen die Frauen, als ich sie am Abend frage, wie man die Jungen vom

Auswandern abbringen könnte. Fatoumata glaubt nicht, dass sie ihre Söhne, Brüder und Cousins sonst aufhalten kann: „Sie fliehen vor der harten Arbeit“, vor dem Ackerbau mit bloßer Hand und kleiner Hacke. Mehr Maschinen, Pflüge, Traktoren und Hirsemühlen, würden die Arbeit erleichtern und damit die Ernte vergrößern, ergänzt Malado. Ihr zwei Jahre alter Sohn ist gerade auf ihrem Arm eingeschlafen. „Ich wünsche mir, dass er später hier bleibt“. Was den Müttern in Guétala Sorgen bereitet, ist, dass die Söhne und Brüder inzwischen immer länger in der Ferne bleiben. Die alte Tegeté Makalo hat viele Männer weggehen sehen. Sie ist von mehr als 65 Jahren Feldarbeit ganz klein und runzlig geworden – auch heute hat sie den ganzen Tag in gebückter Haltung die widerspenstigen Erdnusswurzeln aus der Erde geholt. Sie spricht für alle, als sie sagt, dass sie einen Satz besonders fürchte: „Der Schwager, der Sohn oder der Cousin, die sagen dann: Ich wage das Abenteuer und entweder ich komme mit Geld zurück oder ich sterbe“.

## **6. Je weniger Wissen, desto mehr Wollen – Warum die Dorfschulbildung nicht viel bewirken kann**

„Er hat einen Vater in Spanien, er auch, und die beiden da haben Väter in Frankreich“ – der Lehrer der ersten Klasse zeigt auf ein paar Jungen, die in Fußballtrikots und 50-Cent-T-Shirts in den hinteren Reihen auf niedrigen Holzbänken sitzen. Sie haben ihre Väter nie kennen gelernt und wissen nicht, wie weit weg Frankreich oder Spanien liegen. Als ich eben das aus Maisstangen und Strohbüscheln zusammengesteckte Klassenzimmer betreten habe, sind sie alle aufgesprungen und haben „Bonjour“ gerufen. Französisch ist die Sprache, die die Kinder in Guétala zuerst lernen sollen, und zwar bevor sie in ihrer Muttersprache Lesen oder Schreiben gelernt haben.

Dass das nicht so einfach geht, erlebe ich in der zweiten Klasse, in einem Lehmhaus gegenüber. „Lehrer“ schreit ein kleiner Junge und schlägt mit einem Stock auf eben dieses Wort auf der Tafel. „Lehrer“ brüllen die anderen Kinder zurück. „Youssouf“ – „Youssouf“ kommt das Echo. „Guten Tag“, „Guten Tag“, „Ich freue mich“, „Ich freue mich“, „bei Euch zu sein“, „bei Euch zu sein“. Es ist die Geschichte von Youssouf, der neu in die Klasse kommt, vorgetragen von 40 kleinen Sprechmaschinen, die gerade auf Französisch eingestellt sind und nichts von dem, was sie rufen, wirklich verstehen. Wie auch? Es ist unmöglich, sich hier irgendwie zu konzentrieren. Alle fünf Minuten fällt eine Bank um, alle Kinder landen im Staub, lachen oder weinen. Die Lehrerin schreit „Hinsetzen!“ Das Wellblechdach poltert über uns auf die Lehmwand, weil es lose ist – leichte Beute für den Harmattanwind. Ich bin dankbar, als wegen der Stillarbeit wenigstens das Schreien der

Kinder nachlässt. Sie sollen jetzt abschreiben, was auf der Tafel steht. Das kleine Mädchen neben mir – eines von insgesamt fünf in der Klasse – gibt sich Mühe. Aber als ich auf die Zeilen in ihrem Heft sehe, kann ich nur Wellen erkennen. Auch in den anderen Heften: nur Wellenlinien, keine Buchstaben.

„Wir können froh sein, dass es in Guétala überhaupt eine Schule gibt“, sagt Bakary Keita nach Schulschluss. Wir sitzen im leeren Klassenzimmer der 4. Klasse – ohne Kinder wirkt der Raum noch trister und heruntergekommen, aber es gibt wenigstens ein paar Tische und Stühle. Bakary ist einer der wichtigen Männer im Dorfrat und wird für sein diplomatisches Gespür geschätzt. Er hat ein paar andere, wichtige Männer um die 50 dazu gerufen – Badian und der Direktor sind dabei – um mir zu erklären wie Bildung in Guétala funktioniert. Mehr als 10 Jahre lang hätten die Kinder nur in den entfernten Nachbardörfern zum Unterricht gehen können, erzählt Bakary. Bis er dann 1997 die Grundschule gegründet habe. Das Dorf finanziert die fünf Klassen, deren Lehrer und die Lehrbücher aus eigenen Mitteln. Für jedes Kind müssen die Eltern umgerechnet 1,50 Euro im Monat in die Schulkasse zahlen. Das ist für einige Familien schon zuviel. Manchmal scheitert es an zwei Heften, erzählt Bakary; weil der Vater sie dem Kind nicht geben könne, komme das Kind nicht mehr zur Schule. Dann würden Badian und er versuchen, den Vater davon zu überzeugen, wie wichtig Schulbildung sei. „Aber der sagt dann: Ich habe ja noch ein anderes Kind in der Schule, das reicht ja wohl.“

So kommt es, dass nach den Schätzungen des Direktors nur 15, höchstens 20 Prozent aller schulfähigen Kinder in Guétala tatsächlich zur Schule gehen. Und von denen, die anfangs kommen, würden viele dann nach vier oder sechs Jahren das Klassenzimmer für immer verlassen, erzählt der Direktor. „Bei den Mädchen passiert das besonders oft. Entweder sie heiraten, oder sie werden im Haushalt und auf dem Feld gebraucht.“ Die Jungen brechen die Schule in höheren Klassen oft noch aus einem anderen Grund ab: „um in Europa das schnelle Geld zu machen“, sagt Kessi Mahdi Keita, ein großer, weißhaariger Mann, der heute die 6. Klasse unterrichtet hat. Er habe Schüler gesehen, die kurz vor dem Abitur alles hingeworfen hätten, um sich ins Abenteuer zu stürzen, sagt er. „Das Problem ist, dass dieses Auswandern ansteckend ist.“

Mahdi kennt alle Familien des Dorfes lange und gut, weil er selbst in Guétala geboren ist. Auf meine Bitte hin beginnt er, eine Liste zu schreiben mit den Namen derer, die aus dem Dorf nach Europa gegangen sind. Der ersehnte Kontinent komme im Unterricht der Grundschule kaum vor, sagt Mahdi, während er auf dem Blatt Papier eine Spalte mit Frankreich und eine mit Spanien übertitelt. „Früher, als wir selbst zur Schule gegangen sind, ha-

ben wir dauernd über Europa gesprochen“, sagt er. Aber jetzt würde er nur manchmal nach dem Unterricht die Zeit finden, seinen Schülern zu erklären, was in Europa passiert. „Ich sage ihnen dann, dass sie weiter lernen müssen. Denn in Ländern wie Frankreich oder Deutschland haben die Menschen auch gelitten, als sie noch nicht so weit entwickelt waren wie heute. Nehmt das Lernen ernst, dann wird die Zukunft vielversprechend“, sei seine Botschaft.

Bakary will noch mal auf das „schnelle Geld“ zu sprechen kommen, auf das die Jungen in Europa aus sind. Die hohe Bereitschaft auszuwandern, ist in seinem Dorf und der Umgebung ganz klar „eine Frage von mangelnder Bildung“, sagt Bakary. „Die Kinder sind hier, haben keine Ahnung und keinen anderen Ehrgeiz als den, an Geld zu kommen.“ Das gilt auch für die eigene Familie. Ein jüngerer Bruder hat Bakarys Angebot ausgeschlagen, in Guétala ein eigenes Feld zu bewirtschaften und sich dadurch ein Zubrot in Naturalien zu verdienen. Stattdessen sei der Junge mitten in der Erntezeit zu anderen Bauern in eine fremde Gegend gegangen, wo man ihn mit Geld bezahlte. Dann habe er sich bei Verwandten in Bamako eingenistet und kurz vor dem Aufbruch nach Europa alles Geld verloren, das ihm der große Bruder in Spanien für die Reise gegeben hatte.

## **7. Alt gegen Jung – Warum sich die Auswanderer von damals verraten fühlen**

Bakary hat nichts gegen Reisen nach Europa. Im Gegenteil, er ist selbst ein Auswanderer, hat die Schule abgebrochen und dann lange – von 1974 bis 1985 – in der Gegend von Paris gearbeitet. Insofern könne er gar nichts gegen das Auswandern nach Europa haben, sagt er. „Darauf ruht auch immer noch unsere Hoffnung.“ Aber Bakary hat etwas gegen die moderne Art des Auswanderns. Er kann zum Beispiel nicht verstehen, warum die, die gerade in Frankreich oder Spanien Geld verdienen, nicht dafür sorgen, dass die Dorfschule und das kleine Krankenzimmer renoviert werden. Er selbst habe immer das Maximum an Geld nach Guétala geschickt. Nach seiner Rückkehr aus Frankreich 1985 hat er dann als 30-Jähriger mehrere Fördervereine gegründet und bei Politikern um Unterstützung geworben, damit die Schule und das Krankenzimmer entstehen konnten. „Ganz zu Schweigen von der Straße zum Dorf“, sagt Bakary. Es war nämlich mitten auf der sandigen Holperpiste nach Guétala, als er sich beim ersten Besuch im Heimatdorf nach elf Jahren Ausland entschloss, zurückzukehren. „Ich habe auf dem Motorrad gegessen und gesehen, dass sich in elf Jahren nichts, aber auch gar nichts verbessert hat“, sagt er. Im Dorf traf er auf seine Eltern, die zu schwach waren,

um für alle jüngeren Geschwister und deren Kinder zu sorgen. Weil Bakarys ältester Bruder schon damals in Bamako lebte, fühlte sich Bakary als Zweitältester verantwortlich zu bleiben. Kinder als Altersversorgung, dieses traditionelle Prinzip, funktioniere aber heute leider nicht mehr, bedauert er. Statt die Älteren zu unterstützen, würden die Jüngeren oft nur an sich denken: „Die bauen sich Häuser in Bamako und sagen sich, dass es sowieso keinen Sinn hat, dem Familienchef Geld zu geben“, etwa eine nach europäischen Maßstäben geringe Summe von umgerechnet rund 150 Euro. Bakary regt sich besonders darüber auf, dass die Frauen, Kinder und pflegebedürftigen Mütter der Auswanderer oft im Dorf bleiben, wo der Familienchef dann Steuern, Essen und Medikamente für sie mit bezahlen muss, ohne dafür einen Franc von den nächsten Angehörigen aus dem Ausland zu bekommen.

Ein Mann, der die ganze Zeit etwas abseits gesessen und zugehört hat, ruft plötzlich dazwischen. „Die haben die Familie verraten, das ist Verrat“. Ein Satz, der nicht mehr versucht, vor mir als Gast aus Europa den Anschein einer intakten Dorfgemeinschaft zu wahren. Da blitzt Hass auf. Ich erschrecke, als ich in die weiß geweiteten Augen dieses dunklen, wütenden Mannes sehe. Dabo Babily ist sein Name, er ist Verkäufer in dem von den Auswanderern finanzierten Laden des Dorfes. Ich frage vorsichtig in die Runde, was denn jetzt mit den jungen Auswanderern geschehen soll, und ob es noch Familien gibt, die ihre Kinder nach Frankreich oder Spanien schicken? Bakary antwortet auf die gewohnt sanfte Art; früher habe man in der Familie zusammengelegt, wenn alle einverstanden waren, dass ein Sohn sich auf den Weg nach Europa begibt. Aber das sei schon seit gut einem Jahr nicht mehr der Fall: Seit der Dorfrat nach den erbitterten Kämpfen um Ceuta und Melilla beschlossen habe, dass die Reise nach Spanien nicht mehr von den Familien finanziert werden dürfe. Zu viele hätten ihr Leben verloren: „Elf Personen zwischen 2000 und 2004“, sagt Babily, der sich ein bisschen beruhigt hat. Aber der Beschluss hat nicht sehr viel verändert. Denn die Jungen in Guétala zieht es nach wie vor nach Spanien; sie reisen jetzt mit Hilfe der großen Brüder, die schon dort leben. 76 Männer aus Guétala sind zur Zeit in Spanien, 24 Männer und 15 Frauen in Frankreich – jeder ihrer Namen steht in makelloser Schreibschrift auf der Liste, die Mahdi gerade fertig gestellt hat.

## **8. Vom Schleuser zum Mahner – Die Irrfahrten eines Gemischtwarenhändlers**

Dieser Wutausbruch von Babily eben lässt mir keine Ruhe. Als sich die kleine Versammlung in der Schule auflöst, folge ich dem Verkäufer in seinen Laden. Es ist einer der wenigen Betonbauten im Dorf, aber innen ganz kahl



und ohne Waren. Babilly arbeitet nur auf Bestellung: Wenn einer der Auswanderer für seine Familie Reis besorgen möchte, ruft er bei Babilly an, der auf den Markt nach Kita oder Bamako fährt und die Reissäcke holt. Bezahlt ist die Ware dann schon. Denn die Händler haben auch ihre Verwandten in Frankreich und Spanien. Der Geldtransfer finde in Europa statt, verrät Babilly, und manchmal sei es auch eher eine Art Tauschhandel, ein Gefallen gegen einen anderen. Das Prinzip ist dasselbe, wenn die jungen Auswanderer Geld von ihren großen Brüdern aus Europa bekommen. Ein Anruf genügt. Logischerweise besteht Babillys Hauptbeschäftigung also darin, Anrufe entgegenzunehmen. Auf einem Tisch in der Ecke stehen zwei Satellitentelefone, ein tragbares und ein fest installiertes. Sobald es klingelt, geht Babilly ins Dorf, um die gewünschte Person an den Apparat zu holen. Er macht das seit 2005, seit er selbst aus Europa zurückgekommen ist.

Seine Geschichte ist wild und verdient wohl am ehesten den von den Auswanderern gern verwendeten Namen „Abenteurer“. 21 Jahre lang hat Babilly in der Ferne gelebt. Die Elfenbeinküste, Algerien und Marokko waren die ersten Stationen. Von dort hat er Ende der 80er Jahre immer wieder versucht, nach Spanien zu kommen – ohne Erfolg. Er freundete sich mit ein paar Marokkanern an, die Drogen auf motorisierten Pirogen durch die Meerenge schmuggelten. „Ich habe sie auf die Idee gebracht, auch Menschen rüber zu schiffen“, erzählt Babilly. Er saß dann mit im Boot bei den Überfahrten von Nador (Marokko) nach Tarifa oder Algeciras (Spanien). Umgerechnet 300 D-Mark kostete die Überfahrt damals. „Aber wir haben die Leute nicht übers Ohr gehauen, nicht beklaut und nicht verletzt“, beteuert Babilly. Niemand sei in seiner Obhut umgekommen. Er sei immer mitgefahren und habe die Auswanderer sicher an der spanischen Küste abgeliefert, bevor er wieder nach Marokko zurückfuhr. Zwei, drei Jahre lang, bis Babilly 1991 das Gefühl bekam, dass der Weg durch die Meerenge von Gibraltar bald abgeschnitten werden könnte. Er ging noch einmal an Bord einer Piroge und blieb kurzerhand in Spanien.

„Erinnerst Du Dich an die Fußballweltmeisterschaft in Barcelona '92?“, fragt er. Ich denke nein und merke erst viel später, dass er die Olympischen Sommerspiele gemeint haben muss. Aber da redet er schon längst weiter, „Da war ich dabei, habe das Stadion geputzt. Dann bin ich weiter nach Frankreich, erst der Süden, dann die Hauptstadt, habe neun Monate im Tunnel zwischen Großbritannien und Frankreich gearbeitet“. Babilly zählt in einem wahnsinnigen Tempo lauter französische Firmennamen auf, ich kann erst wieder folgen, als er sagt: „Dann bin ich weiter nach Deutschland, Brüssel, Holland bis nach Griechenland.“ Immer ohne Papiere, bzw. mit falschen Papieren. „Wenn mich jemand gefragt hat, woher kommst Du, habe ich gesagt aus Amerika.“ Die französische Polizei habe ihn mehrmals mitgenom-

men, aber immer wieder gehen lassen. „Ich war ein paar Mal im Gefängnis“, sagt er „in Floride.“ Das ist der wildeste Teil von Babilys Geschichte. Denn, wenn meine Nachfragen und seine Antworten jeweils richtig bei dem anderen angekommen sind, dann muss er tatsächlich dreimal mit dem Flugzeug nach Amerika gebracht worden sein – in den Bundesstaat Florida. Jedes Mal hätten sie ihn nach Paris zurückgeflogen, von wo aus er wieder neue Arbeit gesucht habe. „Ich habe immer sofort das Geld nach Hause geschickt“, sagt er, und das glaube ich ihm wieder.

„Das machen die Jungen jetzt nicht mehr“, schickt er sofort hinterher, und der Ton wird wieder schärfer. Babilys ist der Älteste in seiner Familie. Er hat insgesamt zehn Geschwister in Europa, zwei Brüder und zwei Schwestern in Frankreich, sechs Brüder in Spanien. Aber weil sie die Familie so wenig unterstützt hätten, wäre er im letzten Jahr beinahe wieder aufgebrochen nach Europa: „Ich war wirklich sauer“, schnaubt er, „wollte selbst gehen und allein für das Wohl der Familie kämpfen.“ Ich frage, woran es liegt, dass seine Einstellung und die der Jüngeren scheinbar soweit auseinander liegen. „Das sind einfach keine Ehrenleute“, antwortet er. Ich bin froh, als er noch eine andere Erklärung nachliefert. Über die, die manchmal ein Jahr lang keinen einzigen Francs an den Familienchef schicken, sagt er: „Die haben sich das in Europa abgeschaut“. Nur für die eigene Frau und die eigenen Kinder zu sorgen, das sei eine europäische Sitte. In Afrika hingegen zähle die große Familie. „Die Gemeinschaft verlassen, das geht nicht“, sagt er böse, „Man kann sich nicht abseilen.“

Babilys duldet in seiner Familie keine Gütertrennung. Die beiden Frauen eines Bruders, der in Spanien lebt, bestehen seit neuestem darauf, dass sie nur die Milch der Kühe trinken, die ihrem Ehemann gehören, obwohl alle Kühe gemeinsam in Guétala gehütet werden. „Das mache ich nicht mit“, sagt Babilys. Genauso wenig, wie er den Wünschen der Jungen nachgibt, über das Meer nach Spanien zu fahren. „Ich werde ihnen doch kein Geld geben, damit sie sich umbringen.“ Damit sie aber nicht hinter seinem Rücken trotzdem nach Europa aufbrechen, hat Babilys den Brüdern, die schon länger in Spanien leben, das Versprechen abverlangt, keinem der Jüngeren Geld für die Reise zu geben. Außer dem legalen Parcours führten im Moment alle Wege in den Tod, lautet Babilys Argument. „Europa ist voll“, sagt er, „und für Malier die reinste Zeitverschwendung“. Wenn er selbst gewusst hätte, wie es dort zugeht, wäre er in Guétala geblieben. „Man könnte meinen, dass das Leben in Europa besser ist“, sagt Babilys, während er mir einen weißen Hahn mit zusammengebundenen Füßen als Geschenk reicht. „Aber das stimmt nicht. Man muss da kämpfen, wo man herkommt.“ Weil es ganz und gar nicht zu meinen Stärken gehört, Geflügel zu bezwingen, trägt dann doch Babilys den Hahn und begleitet mich bis zu meiner Hütte. „Früher oder

später kommen sie alle zurück“, sagt er. Statt bis dahin irgendwelche Häuser in Bamako zu bauen, sollten sie doch lieber Traktoren und andere Landmaschinen organisieren. Davon hätten alle mehr.

## **9. Jung gegen Alt – Welchen Preis der Wunsch nach Selbstbestimmung hat**

Vor nicht einmal 20 Tagen ist einer von Babilys Brüdern zurückgekommen. Ich spreche ihn an, als er gerade sein Motorrad repariert. Er ist freundlich, sagt er könne sich das vorstellen, mit mir über seine Erfahrungen in Europa zu sprechen und darüber, wie es ist, in Mali ein kleiner Bruder zu sein. Aber als ich eine halbe Stunde später wie verabredet mit dem Aufnahmegerät wieder da bin, finde ich nur noch ein paar Reifenspuren im Sand. Ich frage den großen Bruder, Babil. Der sagt, der kleine Bruder würde seit seiner Rückkehr schweigen, „und er denkt, dass Europa die Hölle ist“. Die Familie würde den Heimkehrer in Ruhe lassen. Aber das bedeutet im Prinzip blanke Verachtung. „Wir sagen nichts, aber wir wissen ja, dass er nicht ehrenwert ist“, sagt Babil. „Er muss sich schämen, weil er uns verraten hat.“

Die Jungen haben Respekt, oft sogar Angst vor diesem Familiengericht. Das erlebe ich in Guétala immer wieder. Der frisch verheiratete Nomoko steht auf und geht, ohne ein weiteres Wort, als ich ihn danach frage was er in Spanien für welche Arbeit bekommen hat. Er hat plötzlich Angst, dass jemand der Älteren Ansprüche an ihn stellen könnte, und braust mit dem stattlichen Motorrad davon, so dass sich seine silbergraue, wattierte Blousonjacke aufbläht. Bei Bademba, dem Neffen von Bakary, habe ich während des kurzen Gesprächs die ganze Zeit das Gefühl, dass er allgemeine Sätze vor sich hochhält wie einen Schild. Dass ich ihm Fragen stellen kann, habe ich letztlich nur Badembas Gehorsam gegenüber dem eigenen Onkel zu verdanken. Der junge Maurer Maran ist aus einem ca. 100 Kilometer entfernten Dorf zum Arbeiten nach Guétala gekommen, aber er hat seinen Eltern nicht gesagt, wohin er geht. „Wir Jungen können von dem Geld, das wir verdienen, nur das für uns behalten, was wir verstecken“, sagt er und gesteht, dass er jeden Tag umgerechnet 1,50 Euro für die Reise nach Spanien zur Seite legt. Weil eigentlich alles der Familie gehört, leben junge Malier wie Maran in der Angst, verflucht zu werden. „Wer sich dem Kreis zu entziehen versucht, wer allein seinen Erfolg verfolgt, dem wird nichts mehr gelingen und am Ende wird er sehr arm sein“, sagt der Direktor, der zum Übersetzen mitgekommen ist. Um diesem Fluch zu entgehen, hat Maran einen Schwur abgelegt, nur vor sich selbst und vor seinem Gott. Jetzt wiederholt er die Worte, während er ein Lot immer wieder von einer in die andere Hand glei-

ten lässt: „Ich, Maran, habe mich auf den Weg gemacht, um Geld zu verdienen. Auf dass es mir gelingt, wenn ich es für die Familie suche. Auf dass ich scheitere, wenn ich es nicht für die Familie tue.“

Auch Mady hat Angst vor den Alten, obwohl er mit 40 Jahren deutlich älter ist als Nomoko, Bademba, Maran und die anderen. Er ist gerade nur zu Besuch in seinem Heimatdorf. Jeden Morgen geht er in einem langen braun-weiß gemusterten Gewand zum Familienchef, überbringt ihm gute Wünsche für den Tag und erweist ihm so seinen Respekt. Aber Mady wirkt immer ein bisschen abwesend, wenn er durch die sandigen Gassen streift, macht im Vergleich zu den Anderen viel zu große, schwere Schritte. Ich weiß nicht, ob er bemerkt, dass die anderen manchmal über ihn tuscheln. „Länger als zwei Wochen halte ich es hier sowieso nicht aus“, sagt er, als wir im Schatten eines Strohpavillons Raum und Ruhe für ein Gespräch finden. Mady hat drei Leben: eines auf der Ile de France bei Paris, wo er seit 16 Jahren Geld verdient, mit Aufenthaltsgenehmigung als Zeitarbeiter in der Industrie. Ein zweites Leben in Malis Hauptstadt Bamako, wo seine kleine Familie in einem Haus wohnt, das Mady gerade ausbauen lässt. Und das dritte Leben führt ihn einmal im Jahr nach Guétala zurück. Hier würde es ihm einfach nicht gelingen, sich zu integrieren, sagt Mady: „Das ist wie, wenn ich in Frankreich bin oder in Europa, da sehen die Leute in mir den Ausländer. Hier angekommen, in meinem eigenen Dorf, werde ich auch für einen Ausländer gehalten.“ Er schwankt zwischen Tradition und Moderne, will „zivilisieren helfen“ und dazu beitragen „die Tradition hinter sich zu lassen“, gleichzeitig spricht er aber davon, dass man nur da würdig leben könne, wo man herkommt.

Der Konflikt spiegelt sich auch in seinem jetzigen Besuch in Guétala wieder. Mady ist hier, um eine Frau aus dem Dorf zu seiner zweiten Ehefrau zu nehmen. Er wartet also jeden Tag darauf, dass die Dorfältesten ihm seinen Hochzeitstermin mitteilen und muss sich ihren Wünschen beugen. Sobald er dann aber verheiratet ist, will er seine Frau mit nach Bamako nehmen, wo er eigene Regeln aufstellen kann. Würde der zornige Babily das schon als Verrat betrachten, frage ich mich. Den Blicken und Halbsätzen zufolge, die er in Madys Richtung geworfen hat, ja. Aber ich möchte Madys eigene Einschätzung haben. Der erzählt, dass er 1.200 Euro im Monat verdiene, wovon er 200 Euro nach Afrika schicke: einen Teil an die kleine Familie in Bamako und einen Teil an die große Familie in Guétala. Für ihn als gebildeten Menschen sei es schon schwer, zu warten bis die Älteren entschieden haben, sagt Mady noch einmal. Und das gelte nicht nur für den Hochzeitstermin, der immer noch nicht feststeht, sondern zum Beispiel auch für moderne Technik, die die Alten nicht einführen wollten. Ein Schatten liegt plötzlich auf Madys Gesicht. Er gehört Bakary, der in den Hof getreten ist, um uns einen guten Tag zu wünschen.

## 10. Auf dem Weberschiffchen zum Mond – Die Frage, ob es in Mali eine Kultur des Auswanderns gibt

Als der erste Astronaut den Mond betritt, trifft er auf einen Mann aus der Region Kayes.

Er fragt ihn: „Was machst Du hier?“. Der Mann aus Kayes antwortet: „Geld suchen, damit mein Dorf überleben kann“

*(Malischer Witz)*

Natürlich hat Neil Armstrong keinen Malier auf dem Mond getroffen. Aber dieser Witz aus einer malischen Wochenzeitung erzählt viel darüber, welches Bild sich die meisten Malier von der Migrationsbereitschaft ihrer Landsleute machen. Sie waren immer schon überall, dafür steht der Malier auf dem Mond. In meinen Gesprächen höre ich zu diesem Thema oft einen ähnlichen Satz: „Wissen Sie, Auswandern hat bei uns Tradition“. Damit ist Seydou Keita, Anthropologe am Nationalen Zentrum für wissenschaftliche und technische Forschung (CNRST) in Bamako, grundsätzlich erst einmal einverstanden. Schon im Mittelalter hätten sich Menschen von heutigem malischem Territorium weg in fremde Regionen begeben, zum Beispiel einige Herrscher des Großreichs Mali. „Sie haben Pilgerreisen nach Mekka gemacht oder andere Bildungsreisen“, sagt Seydou Keita, „und dann sind sie beispielsweise mit Architekten zurückgekommen, die Häuser und Paläste gebaut haben.“ Noch wichtiger sei die Migration entlang der Handelsstraßen gewesen: Salz aus der Sahara gegen Gold aus Mali oder Kolanüsse aus der Elfenbeinküste. Die Menschen auf dem Gebiet des heutigen Mali zogen mit den Waren von einer Region in die andere, sie blieben nie lange. „Saison-Migration“ nennt Seydou Keita das. Natürlich habe es auch unfreiwillige Wanderungen gegeben durch Krieg oder Sklavenhandel. In der Kolonialzeit setzte dann die erste Form von Arbeitsmigration ein. Der Anthropologe erzählt von den so genannten „Navetanes“, Menschen, z. B. aus der Region Kayes, die zur Erdnussernte in den Senegal zogen und dann wieder zurück in ihre Heimat – hin und her „wie die kleinen wollbespannten Holzschiffchen der Weber“ sagt Seydou Keita. Bis hierhin hatte die Migrationsgeschichte der Malier noch nichts mit Europa zu tun, sondern vor allem mit innerafrikanischen Geschäften.

Die ersten Malier in Diensten von Europäern waren Soldaten in der französischen Armee während des Ersten Weltkriegs. Die so genannten „Anciens Combattants“ gingen nach dem Kriegsdienst oft nicht nach Afrika zurück. Sie waren später die Anlaufstation für zahlreiche Landsleute, die Ende der 1950er und Anfang der 60er Jahre nach Frankreich kamen, erzählt

Christophe Daum. Er ist Anthropologe am französischen Forschungsinstitut für Entwicklung (IRD) in Bamako. Damals habe Frankreich afrikanische Migranten zu sich ins Land gerufen, weil die Unternehmer Angst gehabt hätten, dass durch die Unabhängigkeit Algeriens wichtige Arbeitskräfte verloren gehen würden. Viele Malier machten sich auf den Weg, arbeiteten zum Beispiel als Straßenkehrer oder Monteure in Paris. Dabei versuchten auch sie, möglichst oft ihre Familien in Mali zu sehen. Das wurde erst in den 70er und 80er Jahren schwieriger. Charles Pasqua, von 1986 bis 1988 Innenminister unter Jacques Chirac, steht für einen besonders harten, politischen Kurs. Am 14. Oktober 1986 ließ er die ersten Malier mit dem Flugzeug in die Heimat zwangsrückführen. Das ist als die „Affäre der 101 Malier“ in das Gedächtnis der Malier eingegangen. Parallel zur Migration nach Europa wanderten viele Malier auch in die Elfenbeinküste aus, bis Unruhen seit den späten 90er Jahren den Weg versperrten.

Und die Migrationsbewegungen, die Malier heute nach Europa führen? Wie stehen sie im Zusammenhang mit der viel zitierten, gerade skizzierten Tradition des Auswanderns, frage ich jeden der beiden Anthropologen. Seydou Keita drückt sich vorsichtig aus: „Es gibt eine gewisse Kontinuität, aber die Formen und Ziele sind inzwischen andere.“ Sein Kollege Christophe Daum wird deutlicher. Die Malier, die versuchen, sich heute durch die Maghrebländer nach Europa durchzuschlagen, haben in seinen Augen nichts gemeinsam mit den Händlern, die früher mit Salz und Gold im Gepäck durch die Wüste zogen. Genauso wenig sieht er Parallelen zwischen den Spanien-Auswanderern und den vielen Maliern, die zurzeit versuchen, in anderen afrikanischen Ländern wie Guinea oder Gabun ihre Waren zu verkaufen und dortige Produkte einzukaufen. „Bamako zu verlassen, um Handel zu treiben, bedeutet etwas ganz Anderes, als in der Industrie arbeiten zu gehen“, sagt Daum.

Der Anthropologe hat sich über Jahre mit den Motiven und Effekten der Migration in der Region Kayes beschäftigt. Die Auswanderer seien die wichtigsten Entwicklungshelfer: Sie bauten Schulen, Gesundheitszentren und hätten mit ihren Vereinen oft die Grundlage für die Verwaltungsstrukturen in Zeiten der Dezentralisierung gebildet. Das gilt allerdings vor allem für die Auswanderer der Soninké-Ethnie. Über sie sagen alle Malier, sie hätten das Auswandern im Blut. Daum beschreibt die Migration der Soninké nach Frankreich – denn nur sehr selten gehen sie nach Spanien – als extrem organisierte Form des Auswanderns. Es gebe seit den 60er Jahren ein gutes Netzwerk in Gegenden wie der Ile de France. Aber anders als im Fall der vielen jungen Malier, die nach Spanien aufbrechen, lasse man in den Soninké-Familien oft nur die Besten nach Europa reisen, und zwar auf nahezu legalem Weg.

Beide Anthropologen warnen mich auf ihre Weise davor, die These von der langen Tradition malischer Migration lieb zu gewinnen. „Die Menschen schmücken alles aus“, sagt Christophe Daum. Da könne es gut sein, dass sich ein Malier aus dem Norden, der zur Bambara-Ethnie gehöre, plötzlich als Soninké ausbebe, obwohl nur der Chef seines Dorfes ein Soninké sei. Ich verstehe, worauf er hinaus will, und das deckt sich mit dem, was ich bisher beobachtet habe. Oft dient der Hinweis auf die lange Tradition der Migration in Mali vor allem dazu, die Vorstellung von Migration aufzuwerten. So hat der Minister der Malier im Ausland, Oumar Hammadou Dicko, seine Rede vor der Vollversammlung der Vereinten Nationen damit begonnen, die guten Seiten der Migration und ihre jahrhundertelange Selbstverständlichkeit herauszustellen. Das ist auch eine Form von Antwort auf das negative Bild der Migration, das Europa entworfen hat, denke ich.

### **11. Nachtfalter fliegen zum Licht – Wie Malis Mächtige die Verantwortung weiterreichen**

Der Taxifahrer traut sich nicht weiter. „Zu viele Polizeikontrollen“, sagt er und schaut die betonierte Straße hinauf. Dabei sind wir schon fast da, beinahe oben angekommen auf dem „Hügel der Macht“. Hier hat Malis Präsident seine Residenz, und hier sind wichtige Ministerien angesiedelt. Ich sehe keine Polizisten aber auch keine Möglichkeit, den ängstlichen jungen Mann am Steuer zum Weiterfahren zu bewegen. „Wie weit ist es noch bis zum Ministerium der Malier im Ausland?“, frage ich ein paar Jungs in Trainingsanzügen am Straßenrand. „Ich kann Dich hinfahren“, antwortet einer von ihnen. Ich sehe auf sein Motorrad und zögere, möchte jetzt eigentlich nicht wieder die Großzügigkeit dieser hilfsbereiten Leute annehmen. Er lächelt, ich steige auf und zwei Minuten später wieder ab: im Hof des Ministeriums.

„How are you?“ – ein älterer Mann mit einer großen Hornbrille im runden Gesicht gibt mir die Hand. Er ist der Chef des Konsulats und führt mich in einen kleinen, hohen Raum zu seinem Vorgesetzten, dem zweitmächtigsten Mann des Ministeriums der Malier im Ausland. Abdoulaye Poudiougou rollt noch schnell den kleinen Teppich neben seinem Schreibtisch ein, er hat gerade gebetet. Jetzt bedeutet er mir, auf dem Sofa gegenüber von ihm Platz zu nehmen, ein kleiner Mann mit winzigen grauen Locken. Sein fliederfarbenes Festgewand hebt sich angenehm ab von dem braunen, handgewebten Teppich an der Wand hinter ihm. Das alles wirkt ganz sanft und freundlich. Er erzählt von seinem Bruder, der in Deutschland mit einer Deutschen verheiratet ist – „glücklich“, darauf legt Poudiougou viel Wert – und dessen Kinder auf eine deutsche Schule gehen. Ich versuche, das Gespräch auf

die illegalen Migranten zu lenken, für die das Ministerium zuständig ist. Poudiougou Leute empfangen sie am Flughafen von Bamako, wohin sie zwangsrückgeführt werden. Der Chef des Konsulats reist manchmal auch höchstpersönlich nach Europa, um seine Landsleute unter den illegalen Einwanderern zu identifizieren. Neulich noch sei er in Darmstadt gewesen, erzählt der Konsulatschef mit der Hornbrille. Da hätten einige Illegale behauptet, sie kämen aus Mali, aber im Gespräch mit ihm konnten sie dann nicht einmal die verschiedenen Viertel von Bamako aufzählen.

Was weiß das Ministerium über diejenigen Migranten, die tatsächlich aus Mali stammen? „Sie kommen aus allen acht Regionen Malis“, beginnt Poudiougou, „sind meist über 18 und haben nur selten eine berufliche Qualifikation.“ Bauernsöhne, einige Analphabeten und ganz wenige Diplomierte seien dabei. Wie viele es insgesamt sind, will ich wissen. Poudiougou nennt die drei, vier Zahlen, die immer in allen malischen Dokumenten zum Thema stehen: Von vier Millionen Maliern, die im Ausland leben, befänden sich nur 200.000 in Europa. Davon wiederum lebten 120.000 Malier in Frankreich. Die Zahl der illegal nach Europa eingereisten Migranten spart Poudiougou in seiner Statistik aus. Nur in dem Bericht seines Ministeriums finde ich später eine Angabe dazu, die sich allerdings auf den gesamten Raum südlich der Sahara bezieht: Demnach macht der Anteil der illegal nach Europa Eingereisten an den legal Eingereisten nicht einmal ein Prozent aus.

Weil die Lage in traditionellen Zielländern wie der Elfenbeinküste nicht mehr sicher sei, würden die Auswanderwilligen eben den illegalen Weg nach Europa wählen, erklärt Poudiougou die Motive, „aus wirtschaftlichen Gründen“. Er sieht das Hauptproblem darin, dass der Handel verfälscht werde. So sei Mali zwar das afrikanische Land südlich der Sahara, das am meisten Baumwolle exportiere, aber die malische Baumwolle hätte international keine Chance, weil die Preise für Baumwolle aus den USA aufgrund staatlicher amerikanischer Subventionspolitik wesentlich attraktiver seien. Die jungen Leute in Mali würden sehen, was sich in der Welt tut, sagt Poudiougou, „sie sehen den Wohlstand“. Und in schlechten Zeiten würden sich drei von vier jungen Maliern dann auf den Weg machen. „Es ist schwierig, sie davon abzuhalten“, sagt er und schaut mich eindringlich an, „der Nachtfalter fliegt zum Licht“.

Mit soviel Fatalismus habe ich nicht gerechnet. Später im Bus, der mich in den Kurven des „Hügels der Macht“ hin und her wiegt, werde ich an diesen Satz denken und an das Geräusch, das Falterflügel machen, wenn sie das heiße Glas einer brennenden Glühbirne berühren. Jetzt aber bin ich minutenlang einfach nur stumm; höre kaum, wie Poudiougou fortfährt: „Aller Reichtum ist ja in Europa, die wirtschaftliche Verteilung ist egoistisch.“ Weil Afrika nur Rohstoffe und keine fertigen Produkte anzubieten habe,



komme der Kontinent nicht weiter, sagt Poudiougou. Er als Fan von Schokolade müsse sich ja nur mal anschauen, wie wenig ein Kilogramm Kakao wert sei im Vergleich zu einer 100g-Tafel Schokolade.

Dann beklagt er, dass man für die Schaffung von weiteren Arbeitsplätzen am Ufer des Niger noch umgerechnet 4.500 Euro zur Finanzierung benötige. Nur 4.500 Euro? Ich wende ein, dass das die Summe ist, die ein einzelner Taxifahrer aus eigener Kraft für die Reise nach Europa spart. Aber als ich das sage, pflichtet mir Poudiougou bei und sagt, „Sehen sie, wie schlecht es unserer Jugend geht“. Ich komme mir vor, als hätte man mir die Worte im Mund herumgedreht. Poudiougou versucht jetzt zu erklären, was sich verändern muss. Man brauche eine andere Entwicklungszusammenarbeit zwischen Europa und Afrika. Die jetzige Hilfe sei wie ein „Lutscher“ sagt er, „im Mund schmeckt sie schön süß, aber der Bauch bleibt leer.“ Mali brauche Maschinen für die Baumwollproduktion und Geld für Straßen. Mit Blick auf die Migrationsfrage, reiche es nicht, „ein paar kleine Beträge zu geben“, fügt Poudiougou hinzu. Er ist es leid, dass jede finanzielle Unterstützung der EU an direkte Anweisungen gebunden ist und würde es lieber sehen, wenn die Europäer sagten „Hier habt ihr eine Million Euro, macht damit, was ihr wollt.“ Was würde sein Ministerium mit dem Geld tun, frage ich. Bestehende Projekte fördern, antwortet Poudiougou, wie zum Beispiel „TOKTEN“. Das ist ein Programm, das versucht, Maliern, die an ausländischen Universitäten ausgebildet wurden, die Rückkehr an die Universität von Bamako schmackhaft zu machen, damit die Studenten vom Wissen der Heimkehrer profitieren können. Alle Studenten, mit denen ich gesprochen habe, haben allerdings noch nie einen solchen, im Ausland ausgebildeten Professor an ihrem Institut gesehen. Das ist nur einer von vielen Widersprüchen, nach denen ich gern noch fragen möchte. Aber Poudiougou wiegelt ab: Die Herren wollen nach Hause. Liebevoll deckt er den Flachbildschirm auf seinem Schreibtisch mit einer mintfarbenen Stoffserviette zu. Ich beeile mich hinauszukommen und steige in den Bus mit dem Panoramablick über Malis Hauptstadt im Abendrot.

## **12. Stauschau ohne Zahlen – Wie die EU-Kommission in Bamako den Migrationsströmen begegnet**

Was Omar Merabet gedacht hat, als er genau eine Woche später dieselbe Straße vom Hügel der Macht in die Niederungen Bamakos hinunter gefahren ist, kann ich nur raten. Er wird vermutlich weniger aufgebracht gewesen sein als ich. Denn mit Abdoulaye Poudiougou habe er sich gut verstanden, sagt er jetzt gleich zu Beginn unseres Gesprächs. Wir sitzen in Merabets Büro unter

dem grellen Arbeitslicht der Neonröhren und ich lasse mir erklären, welche Schritte er der EU-Kommission empfiehlt. Sechs Wochen hatte der unabhängige Berater aus Paris Zeit, um einen Migrationsbericht über Mali zu erstellen. „Migrationsfragen in Mali – Bedeutung, Sinn und Widersinn“ heißt der Titel ins Deutsche übersetzt. Ein Dokument, dessen letzte Seiten Merabet gerade noch durch den Drucker jagt. Er entschuldigt sich im Minutentakt: für den Lärm, für die Unruhe, für die Zeitnot. Auf der ovalen Stirn unter den dunklen Locken steht der Schweiß.

„Es gibt keine einzige verlässliche Quelle“, sagt Merabet, während er auf seinem Schreibtisch nach Büroklammern sucht. Selbst wenn alle Zahlen, die vorliegen, Migration wie einen ständig exponentiell wachsenden Faktor darstellten, es gebe nichts, was das beweise. Denn, so das erste Fazit in Merabets Bericht, die vorhandenen Statistiken seien zu alt oder zu unrepräsentativ. Alle Zahlen, die es bislang gibt, stammen aus zwei Studien, aus einer Studie zum Profil malischer Migranten von 1993 und aus einer Volkszählung von 1998, die nicht im Hinblick auf Migration durchgeführt wurde. Wie viele Malier sich illegal nach Europa durchschlagen und wie viele zumindest den Versuch wagen, könne man also gar nicht sagen. Das einzige, was hundertprozentig sicher sei, ist laut Merabet die Tatsache, dass die Mehrheit der Malier die Heimat nicht Richtung Europa verlasse, sondern um in anderen afrikanischen Ländern Fuß zu fassen.

„Dieses Bild der Invasion nach Europa ist völlig surrealistisch“, beschwert er sich. Und es erzeuge eine „unkontrollierte Angst“, die dazu führe, dass alle Gelder der EU-Mitgliedstaaten in die Überwachung der Grenzen gesteckt würden oder in die Hilfe für die schnelle Rückführung der Afrikaner. Beides findet Merabet kontraproduktiv. „Stellen Sie sich vor, Sie haben zehn Eingangstüren“, sagt er, „wenn dann 100 Personen rein wollen, geht das ohne Probleme. Aber wenn man neun der zehn Türen schließt, dann gibt es natürlich Stau.“ Das von den Staaten in der EU oft reflexartig angewandte Prinzip des Je-dichter-die-Grenzen-desto-besser-die-Kontrolle, würde in der Praxis genau das Gegenteil erzeugen, meint der unabhängige EU-Berater mit algerischen Wurzeln. Das heißt für ihn auch, dass ein Teil der illegalen Einwanderung in Europa erzeugt wird.

Schwer vorstellbar, dass die Verantwortlichen der EU-Kommission in Mali das genauso sehen. Aber die Österreicherin Irene Horejs, die mich vor einer Viertelstunde persönlich in das Büro von Omar Merabet geführt hatte, damit ich mir die Ergebnisse seines Berichts erklären lasse, stimmt nicht mit ein in das allgemeine Klagelied über die Masseneinwanderung aus Afrika. „Man hat in Europa im Moment so ein Bild, als würde eine riesige schwarze Welle hereinrollen, über Europa“, sagt sie, aber das sei überhaupt nicht der Fall. Die illegalen Einwanderer seien lediglich sichtbarer geworden und das

humanitäre Drama größer. Horejs kritisiert die Politik der Mitgliedstaaten. Dort werde zum Teil mit den Ängsten der Menschen gespielt. Denn die wirklichen Ströme von Migrant\*innen kämen aus Ländern, die zur EU gehören. Die von den europäischen Medien geschürte Debatte über Einwanderung empfindet Horejs gefährlich, weil sie die Gräben zwischen Europa und den afrikanischen Staaten vertiefe. Deshalb sieht Horejs ihre wichtigsten Aufgaben darin, „zu entdramatisieren, legale Wege zu schaffen und im Land für Informationen und Sensibilisierungsmaßnahmen zu sorgen.“

Die Chefin der EU-Delegation arbeitet nach eigenen Angaben „sehr gut“ mit der malischen Führung zusammen. Eine der Pflichten Europas sieht sie darin, den Mangel an Arbeitskräften zu definieren, damit zwischen den einzelnen afrikanischen und europäischen Staaten genaue Quoten für die legale Einreise von Mali\*innen festgelegt werden können. „Nur, wenn es eine Legalität gibt“, sagt Horejs, „kann man Illegalität bekämpfen.“

Außerdem müssten die Einreisebedingungen EU-weit dieselben sein, fordert Horejs. Denn von der einheitlichen Visa-Politik sei man noch sehr weit entfernt. Die Chefin der EU-Delegation plädiert dafür, die Ausstellung von EU-Visa in Mali nach dem Vorbild von Ghana zu organisieren. Dort hätten sich die verschiedenen europäischen Konsulate zusammengeschlossen, um ein „einheitliches Büro“ unter Vertrag zu nehmen, das sämtliche Vorinterviews durchführt. Darüber hinaus solle die EU technische und finanzielle Hilfe leisten, damit künftig weniger Dokumente gefälscht würden und die Ausreise der Malier besser kontrollierbar sei, sagt Horejs. Man arbeite daran, ein fälschungssicheres Zivilregister einzurichten und die malischen Grenzkontrollen zu stärken.

Der wichtigste Schritt sei jetzt aber, verlässliche Studien zu erstellen, betont Irene Horejs, damit Anzahl und Profil der (illegalen) Migrant\*innen aus Mali deutlich würden. Die EU möchte dem Ministerium der Malier im Ausland einen Teil des 10. Europäischen Entwicklungshilfefonds (2008-2013) zur Verfügung stellen, damit eben solche Studien durchgeführt werden können. Horejs spricht von 5 bis 10 Millionen Euro. Der Großteil des Fonds solle allerdings nach wie vor für klassische Entwicklungshilfe verwendet werden.

„Migration ist notwendig“ sagt die Chefin der Delegation der EU-Kommission zum Schluss. Das höre ich eine Viertelstunde später noch einmal deutlicher im Büro von EU-Berater Omar Merabet. Ganz gleich, was bei den künftigen Studien herauskomme, sagt er, während er das frisch gedruckte Exemplar seines Berichts zusammenheftet, die EU komme gar nicht umhin, Migrant\*innen aufzunehmen. Allein wegen der Bevölkerungsstrukturen – Stichwort Überalterung – und um wettbewerbsfähig zu bleiben: „Komme, was wolle, man wird in jedem Fall auf die Immigration zurückkommen“.

Nachtrag:

Zwei Wochen nach meinem Besuch im „Europa-Haus“ bei Irene Horejs und Omar Merabet höre ich im Radio, dass die EU-Kommission Mali zum Pilot-Land für regionale Job-Zentren bestimmt hat. Gemeinsam mit der malischen Regierung, will die EU Büros einrichten, in denen Malier sich darüber informieren können, welche spanischen und französischen Unternehmer Saison-Jobs in der Landwirtschaft und in verschiedenen Dienstleistungsbereichen anzubieten haben. Malis Jugend kann sich dann bewerben. Und wenn die Bewerbung erfolgreich ist, sollen die Saisonarbeiter ein Visum bekommen, einen befristeten Arbeitsvertrag und gegebenenfalls auch die Möglichkeit, Sprachkurse zu besuchen. Viele junge Malier begegnen diesen Plänen allerdings mit Skepsis. Denn, so äußern sich einige in der Radiosendung, wer könne wissen, ob die Daten der Bewerber – bis hin zu biometrischen Merkmalen – nicht auch gesammelt würden, um eine Art schwarze Liste mit Migrationskandidaten zu erstellen. Andere haben viel zu häufig enttäuschende Erfahrungen gemacht, als dass sie bereit wären, der EU und der eigenen Regierung zu vertrauen. Das erste so genannte „Informations- und Verwaltungszentrum Migration“ soll noch in diesem Jahr in Bamako eröffnet werden. EU-Entwicklungsminister Louis Michel hat dafür und für ähnliche Einrichtungen und Maßnahmen im Kampf gegen illegale Migration in Mali und im Senegal insgesamt 40 Millionen Euro angekündigt. Fast genauso viel Geld, 35 Millionen Euro, bekommt die EU-Agentur für die operative Zusammenarbeit der Außengrenzen, „Frontex“, in diesem Jahr. Damit wollen die EU-Außenminister die eigenen Grenzen noch stärker sichern. Mobile Einheiten, die schnell reagieren können, sollen in Zukunft die europäischen Küsten schützen. Dort patrouillieren seit 2005 schon Hubschrauber und Unterseeboote im Auftrag von „Frontex“. Sie sollen Boote mit illegalen Einwanderern an der Überfahrt hindern.

### **13. Marx auf dem Markt – Warum ein Studium die Sache nicht unbedingt besser macht**

Tschaka ist schon vorgegangen, verschwunden irgendwo in den engen Gängen der großen Markthalle. Ich war ihm im Sammeltaxi begegnet: ein kleiner kompakter Mann Anfang 20 mit Karohemd, schüchternem Lächeln und einer großen Plastiktüte in der Hand. Er wollte wissen, ob ich die Geschichte von Sundiata Keita, dem Gründer des mittelalterlichen Großreichs Mali, erzählen kann. Ich konnte und durfte mir im Gegenzug seinen Arbeitsplatz ansehen. Auf dem Weg in die Boutique in der Markthalle habe ich ihn dann aber eben aus den Augen verloren. Jetzt sind in den schmalen Gängen

überall schon die Teppiche ausgebreitet: darauf immer mehr Kniepaare, darüber immer mehr fragende Blicke junger Männer. Normalerweise verkaufen sie Turnschuhe oder Trainingshosen, aber am Freitagmittag beten sie wie fast alle Malier. Ich verlasse die Markthalle und kauere mich draußen auf ein Stück Pappkarton zwischen lauter mehr oder weniger kaputte Mofas – eine Werkstatt. Von hier sehe ich die Straße. Ein paar ältere Männer in dunkelgrünen und violetten, langen Gewändern aus glänzendem Stoff eilen Richtung Moschee. Ein Autofahrer stellt den Motor ab, ein Fahrradfahrer mit ein paar scheppernden Essensschalen auf dem Gepäckträger bremsst unvermittelt und steigt ab. Es ist still. Alle scheinen inne zu halten – minutenlang. Nur dieser große Mann mit der riesigen Sonnenbrille über den Augen nicht. Er trägt die Jeans auf Hüfte, ein hellblaues Hemd mit Schulterklappen und eine dunkelblaue Kapitänsmütze. Die Hände balancieren einen Stoß Sonnenbrillen, die Füße in weißen Turnschuhen bahnen sich den Weg durch die wartenden Fahrzeuge, dann verschwindet auch er im Labyrinth der engen Markthallengänge.

Als der Lärm wiederkehrt, gehe ich hinterher und suche Tschaka. Er ist dabei, ein paar Sweatshirts und Trainingshosen rauszusuchen. In der Boutique läuft ganz laut Musik. Ich bekomme den besten Stuhl und ein Glas Tee, den dritten, süßesten Aufguss. Jemand spricht mich von der Seite an: „Ah ja, wir lieben weiße Frauen, aber sie, sie lieben uns nicht“. Ich weiß nicht, was ich antworten soll, fühle mich provoziert, trotzdem ergibt sich eine Art Gespräch mit dem mageren jungenhaften Mann, der seine Sätze immer mit soviel Druck in den Raum wirft, als wolle er damit Raubtiere füttern. Weil Tschaka es eilig hat, die Kleider draußen in den Straßen zu verkaufen, vertraut er mich dem barschen Gast an. Der hat seine Boutique zwei Gänge weiter. „Ich bin Bobby“, sagt er, als wir dort angekommen sind, „Bobby Cool“.

Was auf den bunten Drahtbügeln vor den Regalen hängt, sieht eher bieder aus: Holzfällerhemden, blau- oder rosa-weiß gemusterte Sommerkleider mit viel zu breiten Trägern, ein hautfarbenedes Abendkleid mit gerafften Puffärmeln und einem Make-Up-Fleck am Rock. „Manchmal vergehen drei, vier Tage, ohne dass wir etwas verkaufen“, sagt Bobby, während er den Tee aus der blauen Emailkanne in die kleinen Gläser am Boden gießt. Wir, das sind er und ein paar Freunde, die ihm helfen, Kunden zu ködern und dafür dann am Gewinn beteiligt werden. Wenn man von Gewinn überhaupt sprechen kann, denn als ich Bobby frage, wieviel am Ende eines Monats für ihn übrig bleibt, lächelt er nachsichtig: „Höchstens Schulden“. Wie zum Beweis kommt ein kleiner, dicker Mann in die Boutique und verlangt von Bobby, dass er endlich die Stromrechnung begleicht. „Sonst drehe ich den Strom ab“, droht der Dicke, während er sich am Kassettenrekorder oben auf einem

der Holzregale zu schaffen macht. Bobby gibt ihm die Hälfte des Schuldenbetrags, der Mann zieht weiter in die Nachbarboutique.

Ich frage Bobby, welchen Lebenstraum er habe – seine Freunde sitzen auf der Holztheke und feixen. „Ich will aus meinem Leben etwas machen, mir was aufbauen, unabhängig sein und meinen eigenen Ansprüchen gerecht werden“, antwortet Bobby unbeirrt. Und, geht das hier? „Eigentlich dürfte ich überhaupt nicht in diesem Laden stehen“, sagt er da, „ich habe ein Juradiplom“. Ein Jurist, der Sommerkleider verkauft. Vor gut einem Jahr hat er seinen Magister gemacht. Das gelingt nicht sehr vielen jungen Maliern. Die Zahl der Studenten steigt nur langsam, weil ein Studium für die wenigsten finanzierbar ist. Bobby hat ein Stipendium bekommen und gleichzeitig in der Boutique gearbeitet. Aber nach dem Abschluss ging es nicht weiter; zu viele Bewerber für zuwenig Referendariatsstellen, die wiederum die Voraussetzung sind, um Richter zu werden oder eine Anwaltskanzlei aufzumachen. Bobby sagt, dass von den 500 Studenten, die in seinem Jahrgang den Abschluss geschafft haben, nur 10 eine Arbeit gefunden haben, von der sie leben können. Kann er von seiner Ersatzarbeit in der Boutique leben? Er komme irgendwie hin, sagt er. „Aber nur weil ich links und rechts noch ein paar andere, kleine Geschäfte mache“ – Botengänge für seine Adoptivmutter oder Bestellungen für andere Boutiquebesitzer. Um eine Stelle im Öffentlichen Dienst zu bekommen, müsse man auf jeden Fall einflussreiche Verwandte oder Bekannte haben – einen Vater in der Verwaltung oder einen Onkel in der Jury des Auswahlkomitees. Bobby selbst hat keinen Vater mehr und seine riesige Familie lebt im Norden des Landes, unweit von Timbuktu. Seine Freunde haben ähnliche Erfahrungen gemacht. Und auch für die freie Wirtschaft oder das Militär brauche man Beziehungen. „Wir sind zuverlässige, gut ausgebildete junge Leute, aber wir werden niemals Arbeit finden“, fasst Bobby die Perspektiven zusammen. „Ich bin bereit, mein Diplom wegzuschmeißen, um als Illegaler in Europa zu leben.“ Ein Satz, der es schwieriger macht, zu behaupten, dass nur Analphabeten, Schulabbrecher und Gescheiterte in die EU wollen.

Bobby holt ein dickes Buch mit braunem Einband und rotgeränderten, vergilbten Seiten unter der Theke hervor: „Das Kapital“ von Karl Marx. Er hat es gelesen, genau wie er Kants Werke kennt, und die von Rousseau, Diderot und François Terré. Warum Europa? Aus Ungeduld, Geldnot, Trotz? Oder gar aus Liebe zu Philosophie und Literatur? Aus Resignation und Pragmatismus lautet die Antwort, die man aus Bobbys Erklärung heraushören kann: „Ich habe hier alles versucht, es hat nicht funktioniert. Ich glaube, ich kann meinen Lebensunterhalt nur da drüben verdienen.“ Es geht dem 25-Jährigen darum, nicht mehr auf Kosten der Familie zu leben und Mittel und Wege zu finden, auch langfristig versorgt zu sein: Fünf, sechs Jahre in Europa, dann

könne er Häuser in Mali errichten, sie vermieten und hätte so eine halbwegs sichere, dauerhafte Geldquelle. Und sowieso, sagt Bobby Cool, lieber noch als nach Europa würde er in die Vereinigten Staaten gehen.

Während wir am Comptoir stehen und reden, haben wieder andere Jungs die Boutique betreten. Sie kommen, stellen sich vor und geben mir die Hand. Einen von ihnen erkenne ich auch ohne die blaue Kapitänsmütze wieder: den Sonnenbrillenträger, der als einziger während des Freitagsgebets durch die Straßen streifte. Siné ist sein Name. Bobby und die anderen halten große Stücke auf ihn, denn er sei ein guter Verkäufer, aber vor allem einer, der Stil hat. Siné arbeitet manchmal mit Bobby zusammen, aber meistens geht er allein durch die Straßen, um Kleider zu verkaufen. Dabei ist er seine eigene, wandelnde Schaufensterpuppe. „Den Leuten gefällt meine Mütze oder meine Tasche, dann verkaufe ich sie ihnen“, erklärt er. Siné wäre am liebsten ein großer Stylist – „wie Gianni Versace, Yves Saint-Laurent oder Christian Dior“, sagt er. Er entwirft selbst, z.B. T-Shirts, und er hat auch schon versucht, einen Geldgeber zu finden, damit er sich selbständig machen kann. 10 Millionen FCFA – umgerechnet 15.000 Euro – wollte er organisieren. Aber der Händler, den Siné um Hilfe gebeten hat, fand die Garantien nicht ausreichend. Siné lebt in einem der ärmsten Viertel der Stadt, allein in einem kleinen Zimmer und – was selten ist in Mali – ohne die finanzielle Unterstützung seiner Familie. Wie Bobby schwärmt er von den USA. Er hat versucht, dorthin auszuwandern, aber auch das hat nicht geklappt, weil sein Dossier nicht gut genug war, glaubt Siné.

„Kreative Jobs bringen meistens nichts ein“, sagt Bobby und grapscht sich Sinés Sonnenbrille – Versace steht auf dem dunkelgrauen Plastikbügel. „Das ist die Fälschung von der gefälschten Fälschung“ sagt Bobby. „Geistiges Eigentum“, das würde in Mali selten geachtet. Auf seinen Vorschlag, den er per Email an den Luxus-Uhrenhersteller Rolex geschickt hat und in dem er sich als professioneller Fälschungs-Enttarnen anbietet, bekam er nie eine Antwort. Das Baugewerbe könne man auch vergessen; Transportgewerbe – Fehlanzeige. Höchstens eine Bar mit Prostituierten, das würde immer funktionieren, wettet Bobby. Früher zu Schulzeiten habe er Arzt werden wollen. „Und davor habe ich wie alle Jungen in diesem Universum geträumt, Astronaut zu werden.“ Dass er schließlich Jura studierte, war genauso eine Notlösung, wie es die Arbeit als Verkäufer jetzt noch ist. Bobby bestand in der letzten Klasse die entscheidende Matheprüfung nicht, wechselte zum Fach Biologie, landete aber schließlich in der geisteswissenschaftlichen Fachklasse. Arzt, geschweige denn Astronaut, konnte er nicht mehr werden. „Das passt alles nicht zusammen, ist nichts Halbes und nichts Ganzes“, sagt er, „das sind Träume, die jeden Augenblick wieder zerbrechen.“ Einige seiner Klassenkameraden haben sich davon nie erholt. Zwischendurch hat auch

Boby ihre Joints mit ihnen geteilt – ein Jahr lang jeden Tag, erzählt er, dann habe er aufgehört. Seine Freunde seien verrückt geworden.

Warum sollten Europa oder Amerika etwas anderes sein als diese Träume, die dann doch zerbrechen? Weil es schon jetzt gar kein richtiger Traum ist. Und das soll ich bitte auch Angela Merkel, Jacques Chirac und Javier Solana ausrichten, sagt Bobby. „Ich würde ihnen gern sagen, dass wir gar nicht in Europa leben wollen. Nein, wir wollen hier bleiben. Wir wollen ja nur nach Europa, um an die Mittel zu kommen, mit denen wir hier unseren Lebensunterhalt garantieren können. Und wenn Ihr nicht wollt, dass wir zu Euch kommen, dann dürft Ihr uns nicht einfach nur mit Geld abspeisen.“ Sondern? Bobby zitiert einen Satz von Mao: Es reiche nicht, für den Armen schnell ein paar Fische zu angeln. Man müsse ihm auch das Angeln beibringen und vor allem Angel und Fangnetze besorgen helfen. „Wir brauchen Werkzeug und Material, um etwas produzieren und arbeiten zu können, das würde uns voran bringen. Gebt uns die Mittel, um uns von Euch zu befreien. S.O.S!“ Das ist Bobys Botschaft für Europa.

Es ist spät geworden. In den vier Stunden, in denen ich in Bobys Boutique bin, ist kein einziger Kunde aufgetaucht. Die Jungs hören, wie der große Griot Ganda Fadiga von der Ferne singt. Tschaka kommt zurück, setzt sich dazu und singt leise mit. „Diese Musik, wenn ich sie höre, dann möchte ich sofort aufbrechen“, sagt er. Tschaka ist der einzige, der hier wirklich für die Reise nach Europa spart. 500.000 FCFA habe er schon zusammen, sagt er später im Taxi, das sind umgerechnet 750 Euro. Das passt zu meinem Eindruck, dass er sehr diszipliniert an sein Leben herangeht. Jeden Morgen steht er um 5 Uhr auf, um im Stadion seine Runden zu laufen, danach verkauft er an jedem Tag, außer sonntags, Kleider auf dem Markt, abends holt er an der Abendschule den Schulabschluss nach und macht dann noch ein bisschen Krafttraining. Er trinkt keinen Schluck Tee. Das sei nicht gut für die Fitness. Aber einmal in der Woche, am Samstag, geht er in einen Club zum Tanzen – mit genau festgelegtem Budget, für das er jeden Tag 250 FCFA, also ungefähr 40 Cent, zur Seite legt.

Nachtrag:

Bei dieser ersten Begegnung auf dem Markt hat Bobby nicht alles verraten. Das tun die wenigsten auf meiner Reise. Denn sobald enge Freunde oder Familienmitglieder dabei sind, dürfen einige Gedanken und Gefühle nicht gezeigt werden. Bobby erzählt mir einige Tage später von selbst, dass nicht er der Besitzer der Boutique sei, wie seine Freunde immer noch annehmen. Sondern, dass der Laden einem entfernten Onkel gehöre, bei dem er umsonst essen und wohnen könne und manchmal auch zum Kleiderkaufen nach China reisen dürfe, wenn er dafür den Laden führt. Als Gefängnis



beschreibt Bobby seine Situation. Der Onkel achte auf jeden seiner Schritte. Auf gar keinen Fall darf er erfahren, dass Bobby im Oktober Vater geworden ist: ein Mädchen, das er mit einer jungen Frau bekommen hat, die er nicht heiraten möchte. „Bastard“ sei das Wort, das die malische Gesellschaft für seine Tochter habe, sagt Bobby. Ein uneheliches Kind, Eltern, die sich nicht lieben und ein Vater, der mittellos ist. So hat Bobby sich das Leben eigentlich nicht vorgestellt.

#### **14. Aderlass am Schalther – Ein Besuch in der begehrtesten Botschaft von Bamako**

Wie eine Festung liegt die französische Botschaft da, unweit der alten Brücke über den Niger. Jeden Tag fährt hier halb Bamako vorbei, meist in den dunkelgrünen, klapprigen Sammeltaxis oder auf den knallblauen, chinesischen Billig-Mopeds. Durch den Dunst der Abgase blitzen dann die Gürtel- oder Stiefelschnallen der Wächter auf und der Stacheldraht am oberen Ende der Botschaftsmauer. Als ich gegen 16 Uhr auf das Schaltherhäuschen des Konsulats zusteure, stehen hier nur ein paar gut gekleidete, ältere Männer, die mit den Wachen plaudern. Links von ihnen eine große, graue Eisentür, so dick, dass einen sicher niemand hören würde, wenn man drinnen mit beiden Fäusten dagegen hämmerte. Zwei etwas abgerissene, verblichene Zettel kleben auf dem Eisen. Von ihnen soll man sich abgucken, wie die Passfotos in den Visums-Unterlagen auszusehen haben und welche Nummer man wählen muss, um einen Termin für die Abgabe der Unterlagen zu bekommen. Nur, wer einen Termin hat, kommt durch die Schleuse in den ersten Vorraum an den Schalther „Préselection“, Vorauswahl. Hier wird lediglich geprüft, ob die Unterlagen für den Visumsantrag vollständig sind; wenn ja, geht es einen Schalther weiter nach links zur Kasse: umgerechnet 35 Euro, bald aber 60 Euro, kostet es, ein Visum für Frankreich zu beantragen. Jeder, der bezahlt hat, passiert die zweite Schleuse und kommt dann in einen etwas größeren, hellen Raum mit Gittern vor den Fenstern, die bis zum Boden reichen – der Interview-Raum.

Er gleicht einer Mischung aus Bankschalther und gepflegter Bushaltestelle: fünf oder sechs Reihen mit fest installierten Stühlen, von denen man auf eine verglaste Wand mit vier Schalthern blickt. Am ersten Schalther muss jeder Antragsteller seinen Fingerabdruck und seinen Pass abgeben, an einem der drei anderen Schalther stellen ihm die Botschaftsmitarbeiter dann Fragen zur geplanten Reise und zur Person. „Wir fragen nach den beruflichen und familiären Bindungen in Mali und nach dem Vermögen“, erklärt Generalkonsul William Bunel. Ob der Antrag auf ein Visum bewilligt wird, hängt entschei-

dend davon ab, ob der Antragsteller in seinen Unterlagen – z. B. Kontoauszüge und Kopien der Flugtickets – glaubhaft genug versichern kann, dass er wieder nach Mali zurückkehrt. Ein wohlhabender Geschäftsmann, der Oberhaupt einer großen Familie ist, hat dabei oft die besseren Argumente. „Es ist der junge, ledige Arbeitslose oder Schwarzarbeiter, bei dem es problematisch ist“, sagt Bunel, „bei ihm nehmen wir genau unter die Lupe, warum er nach Europa gehen möchte.“

63 Malier haben an diesem Montag einen Antrag für ein Visum für Frankreich gestellt. Über das Jahr verteilt sind es insgesamt zwischen 20.000 und 22.000 eingereichte Anträge. Davon werden 15.000 bewilligt, also ca. 75%. Eine Quote, die mich in ihrer Höhe überrascht und nicht zu dem zu passen scheint, was viele junge Malier über ihre Erfahrungen im Konsulat erzählen. Das mag damit zusammenhängen, dass die Quote bei Studentenvisa schlechter ausfällt: Jedes Jahr werden nur 400 neue Studentenvisa bewilligt, die Nachfrage ist aber deutlich höher. Warum bekommen nicht mehr Malier ein Visum für Studienzwecke? William Bunel hat eine einfache Erklärung: 85% der verweigerten Studentenvisa werden verweigert, weil die Antragsteller nicht gut genug Französisch sprechen. Weil damit die Chancen auf Studienerfolge an einer französischen Universität schwinden, wächst laut Bunel das Risiko, dass die jungen Malier versuchen, ein Leben jenseits der Uni aufzubauen, und sich sehr schnell in der Illegalität wiederfinden. Im September ist der Ansturm auf Studentenvisa am größten. Generalkonsul Bunel mag diesen Monat nicht: Wenn die Eltern vor ihm sitzen, davon überzeugt, dass es nur diese eine Lösung für ihr Kind gibt und bereit, wie er sagt, „sich an allen vier Venen einen Aderlass setzen zu lassen für die Zukunft dieses Kindes“. Bunel zieht die Augenbrauen hoch: „Und dann erklären Sie diesen Eltern mal, dass ihr Kind leider nicht nach Frankreich kann, weil es nicht die intellektuelle Grundlage hat, um dort zu bestehen. Das ist so, als würden sie den Eltern das Herz herausreißen.“

Oft scheitert die legale Reise nach Europa aber auch daran, dass die Malier Dossiers vorlegen, in denen viele Informationen und Belege gefälscht sind, vom Diplom bis zur Hotelreservierung. Bunel erzählt von einem Fall, wo der Antragsteller angegeben hatte, zu einer Firma in der Nähe von Metz reisen zu wollen, sein Hotelzimmer war aber im Umkreis von Paris gebucht. Auf die Frage, wie er denn vom Hotel zum Handelspartner gelangen würde, sagte der Mann, er werde mit dem Taxi fahren...

Früher stellte die französische Botschaft mehr Visa aus. Aber weil soviel Missbrauch getrieben wurde, schraubte die Regierung in Paris die Zahl zurück. Die meisten der in den letzten Jahren vergebenen Visa dienen der Familienzusammenführung: eine Frau möchte ihren Mann in Frankreich besuchen, ein Bruder seine Schwester, ein Großvater seine Enkel, etc. Die früher

gängige Form der Arbeitsmigration zwischen Mali und Frankreich findet nicht mehr statt. Arbeitssuche als Motiv für die Reise nach Frankreich wird nur dann anerkannt, wenn der französische Arbeitgeber bereits zugesagt hat und begründen kann, dass er nur mit genau diesem malischen Mitarbeiter seine Aufgabe erfüllen kann, erklärt Generalkonsul Bunel. „Das ist aber nur ganz, ganz selten der Fall.“ Die Entscheidung in den meisten Visumsangelegenheiten fällt in wenigen Stunden. Einen Tag nachdem der Antragsteller seine Unterlagen durch den kleinen Spalt unter dem Schalter gereicht hat, kann er seinen Pass wieder abholen – mit oder ohne Visum.

Kurz bevor ich den Raum wieder verlasse, fällt mein Blick noch auf ein paar Zeilen, die die EU-Kommission hier in den Raum streut: Auf einem Poster am Fenster wird das „Reisen in Europa“ angepriesen. Zwischen Fotos von schwarzen Touristen beim Sightseeing in London und beim Kajakfahren in der Natur, steht da unter anderem folgender Satz: „Europa, ein Kontinent mit einer mehr als 1000-jährigen Geschichte, mit einem reichen, mannigfaltigen Kulturerbe und einigen der schönsten Landschaften der Welt – Der Reisende kann hier alles entdecken und erkunden, zumal die Europäische Union ihm das Leben erheblich erleichtert hat.“

### **15. Wer zu spät kommt, muss Bonbons spendieren – Wie der Staat versucht, der Jugend eine Perspektive zu schaffen**

„Verzeihen Sie die Leidenschaft“, sagt Ismail Dicko, als er in seinen Bürostuhl zurücksinkt und sich die goldene Rundbrille wieder richtig aufsetzt. Seine Stimme ist jetzt wieder ruhiger. Aber ich sehe ihn noch vor mir, wie er sich langsam aber sicher in Rage redet, die Augen ganz klein werden, der Oberkörper ganz groß und er fast schreit, dass Malis Jugend wisse, dass Europa nicht das Paradies sei. Unsere westlichen Medien würden uns doch immer nur erzählen, dass hier alle denken, in Europa sei alles nur toll. Dabei würde die Jugend hier auch Radio hören. „Die kriegen mit, dass es in Europa junge Leute gibt, die sich das Leben nehmen, die Probleme haben. Jeden Tag hören wir, dass Menschen ihre Arbeit verlieren und Firmen dichtmachen oder in Billig-Lohn-Länder verlagert werden“.

In Deutschland würde man Ismail Dicko als junge Führungskraft bezeichnen. Er ist Jurist, Vorstand der nationalen Juristenvereinigung, hat die letzten Jahre für das malische Innenministerium und das Ministerium für Erziehung gearbeitet und ist jetzt Pressesprecher der Agentur für die Förderung von Arbeitsplätzen für die Jugend, kurz APEJ. Er kennt Deutschland und Frankreich von regelmäßigen Europareisen, länger dort leben möchte er aber nicht, weil er seinem Land „dienen will“, das Millionen in seine Aus-

bildung gesteckt habe. Die Gegenleistung soll jetzt sein, dass er der Jugend die Hoffnung für ein Leben in Mali zurückgibt.

„An manchen Tagen kommen hier 460 junge Malier rein“, erzählt Dicko. Sie werden einzeln von ausgebildeten Arbeitsberatern empfangen und sind auf der Suche nach Arbeit, nach einem Praktikumsplatz oder einer Weiterbildung. „Manche sind so verzweifelt, dass sie anfangen, auf die Berater einzuschlagen“, sagt Dicko, der sein Büro im Sicherheitsabstand von vier Etagen weiter oben hat. Die APEJ gibt es seit Anfang 2004, sie wird zu 90 Prozent vom Staat finanziert. Malis Präsident Amadou Toumani Touré hat die Agentur ins Leben gerufen, weil Beschäftigung für die Jugend eine Frage der „sozialen Sicherheit“ geworden sei, wie Dicko zitiert. Zum Angebot der APEJ gehören Workshops für Ausbildungsabbrecher und einjährige Praktika für Diplomanten, die Berufserfahrung sammeln wollen. Außerdem bietet die Agentur Seminare an, in denen junge Malier lernen können, ihr eigenes Unternehmen zu gründen. Wenn die APEJ eine Unternehmensidee für gut befindet, hilft die Agentur bei der Suche nach einem Kreditgeber und haftet dann bei der Bank. Die Zusammenarbeit mit den nationalen Banken, so Dicko, sei ein schwieriges Kapitel, weil viele Banken so „allergisch“ auf junge Kreditnehmer reagierten.

Ein weiterer Schwerpunkt der APEJ besteht darin, gezielt die Jugend auf dem Land zu fördern. „Um zu verhindern, dass die Landflucht weiter zunimmt“, sagt Dicko. Denn bevor die jungen Leute nach Europa aufbrächen, würden sie erstmal in die Hauptstadt ziehen. Er meint zum Beispiel die vielen Jungen, die den ganzen Tag durch Bamako laufen und Telefonkarten verkaufen. Als Gegenmaßnahme zur Landflucht gibt es ein paar Projekte, auf die der APEJ-Pressesprecher besonders stolz ist: Seine Agentur stellt jungen Maliern am Ufer des Niger fünf Hektar Land pro Person zur Verfügung und insgesamt 100 Traktoren, dazu Beratung durch Landwirtschaftsexperten und Hilfe bei der Suche nach Kreditgebern. Das alles soll noch ausgebaut werden. „Wir wollen moderne Landwirte“, sagt Dicko und, dass das Bewirtschaftungspotential in der fruchtbaren Nigerregion noch groß sei. Hoffnungen setzt Dicko auch in zwei Fabriken in den Kreisen Yanfoulila und Bougouni im Süden Malis. Sie werden ab April 2007 Mangos haltbar und somit exporttauglich machen. Jeweils mindestens 250 junge Malier sollen beschäftigt werden. Mehr als 200 Projekte und mehr als 1.000.500.000 FCFA Unterstützung habe seine Agentur seit ihrer Gründung schon beige-steuert, sagt Dicko begeistert. Umgerechnet sind das 225.000 Euro Regierungsgelder in zweieinhalb Jahren für manchmal 460 verzweifelte Malier am Tag.

An einem anderen großen Schreibtisch, mehr als 600 Kilometer entfernt von Dickos Büro, verbreitet der für die Region Kayes zuständige APEJ-Ko-

ordinator Abdoul Kader Sylla weit weniger Optimismus. Es sei nicht einfach, den jungen Leuten zu helfen. Denn ihre Bewerbungsunterlagen seien häufig unvollständig oder sehr schlecht geschrieben, die Autoren wären dann aber nicht zu erreichen und „oft wissen sie auch nicht, was sie wollen.“ Sylla wirkt selbst noch jung. Er hat Soziologie studiert und seine Abschlussarbeit 2001 über die wirtschaftlichen Auswirkungen der Migration in den Kreisen Diéma und Yélimané, im Soninké-Milieu geschrieben. Sein Fazit: Die als besonders auswanderfreudig geltenden Soninké stecken ihr in Frankreich verdientes Geld eher in den „sozialen Bereich“, also z. B. in Moscheen und Schulen. Die Wirtschaft profitiere nicht direkt, meint Sylla, eher im Gegenteil. Denn die im Dorf Geblienen gewöhnten sich an die Hilfe von Außen, was Sylla als eine negative Folge des Auswanderns betrachtet. „Emigration schafft eben keine Arbeitsplätze“, sagt er. In sein APEJ-Büro in Kayes kommen zwar deutlich weniger Arbeits- und Ausbildungssuchende als in die APEJ-Räume in Bamako – zwischen 5 und 20 am Tag – aber das mag auch daran liegen, dass Sylla für die gesamte westliche Region des Landes zuständig ist und eine Reise nach Kayes für fast alle Malier zu weit und zu teuer ist. Also kommen die Bewerbungen für Projektförderung oft per Post. In den Dossiers, die auf Syllas Schreibtisch landen, vermisst der gelernte Soziologe nicht nur Rechtschreibung, sondern auch originelle und innovative Ideen. Um Arbeitsfelder, die sich in Syllas Augen lohnen würden – Maurer- und Malerhandwerk, Tourismus, Schmuck- und Mode-Design und Landwirtschaft – machten viele junge Leute einen Bogen. „Oft sind sie nur von der Arbeit in den Goldminen angezogen“, klagt der APEJ-Koordinator. Wäre ein Job im Goldabbau also eine Alternative zum schnellen Geldverdienen in Europa? Sylla empfiehlt mir den Kreis Kéniéba, an der Grenze zu Guinéa, wo es mehrere große Goldminen gibt und gerade ein APEJ-Lehrgang für junge Unternehmensgründer zu Ende geht.

Der Wind weht den Geruch von Feuer herein – auf den Hügeln und Feldern um die kleine Stadt verbrennen die Bauern Gestrüpp und Unkraut. Drinnen im türkis gestrichenen Seminarraum warten leere Stuhlreihen auf die künftigen Jungunternehmer. Die sollten hier eigentlich schon seit 15 Minuten feierlich verabschiedet werden, aber noch ist keiner der Seminarteilnehmer da, und auch die beiden Trainer fehlen. Um jedes Stuhlbein verläuft eine kleine Spur aus Bonbonpapieren. Sie haben also viel Nervennahrung gebraucht in den zehn Seminartagen, denke ich, bis mein Blick auf die Kursregeln an der Tafel fällt: Eine Tüte Bonbons fürs Zu-Spät-Kommen und zwei fürs Handyklingeln. Da kommen die Ersten, setzen sich, lachen, telefonieren und lutschen Bonbons. Das geht so weiter, wenn auch etwas leiser, als hintereinander der stellvertretende Bürgermeister von Kéniéba und ein aus Kayes angereister APEJ-Mitarbeiter ihre Reden halten. Auch Seminar-Trai-

ner Cheick Ahmed Soumaré hat eine kleine Ansprache vorbereitet. „Es ist besser, erst ein kleines Geschäft zu haben und dann ein großes Schloss“, warnt er seine Schützlinge, und dann weiter: „Zwei Dinge zählen im Leben: Kampfgeist, um unter den Besten zu landen, und Cleverness, um daraus etwas Besonderes zu machen“.

Cheick Ahmed Soumaré will die jungen Männer und Frauen auf das harte Geschäftsleben in der Privatwirtschaft vorbereiten. Sich selbständig zu machen, ist in seinen Augen ein viel zu selten genutzter Ausweg, um den öffentlichen Dienst mit dem hohen Stellenmangel zu umgehen. Deshalb freut er sich, dass vier der 20 Teilnehmer ihm schon vor der Abschlussfeier einen Business-Plan für ihr Projekt gegeben haben. Ein gelernter Mechaniker möchte sich als selbständiger Unternehmer darauf spezialisieren, einen bestimmten Typus von Wasserpumpen zu reparieren. Und Sekou Bassi möchte gern Landwirt werden. Er kommt nach der Feier zu mir; ein großer dünner Mann von 36 Jahren, der fast immer lächelt und eine schwarze Wollmütze trägt. Er hat den Kurs gemeinsam mit seiner Frau Aminata besucht, einer kleinen dicken Frau, die auch fast immer lächelt. Jeder der beiden verfolge eine eigene Unternehmensidee, erzählt Sekou. Die mit der APEJ kooperierenden Banken sollen umgerechnet je 7.500 Euro beisteuern. Weil sein Vertrag als Lehrer in einem kommunalen Schulzentrum ausläuft, will Sekou in Zukunft mit Hirse-, Mais- und Bohnenanbau den Lebensunterhalt für seine 10-köpfige Familie verdienen. Sekous Frau Aminata möchte einen Getreidehandel in Kéniéba aufmachen. Beide sind zuversichtlich, dass die Agentur zur Förderung von Arbeitsplätzen für die Jugend ihre Projekte bewilligt und Kredite an Land zieht. Schließlich hat es bei Sekous Freund Modibou Camara mit einem ähnlichen Projekt im letzten Jahr auch geklappt.

Modibou ist der Vorzeige-Jungunternehmer in Kéniéba. Er macht genau das, was die APEJ fördern möchte: solide Landwirtschaftsprojekte. Das Herz von Modibous Unternehmen liegt am Rand eines Dorfes, 12 Kilometer von Kéniéba entfernt: ein drei Hektar umfassendes Feld mit Mais- und Bohnenpflanzen. Als wir in der Dämmerung nach der Abschiedsfeier hier ankommen, kann ich nur noch ein paar umgeknickte Maisstängel, die aus der trockenen, hellen Erde herausstaken, bewundern. Die Kolben hat Modibou schon geerntet, und von der insgesamt dritten Bohnenernte des Jahres sind außer einigen vergessenen Hülsen auch schon alle Früchte eingefahren. Auf den beiden anderen Feldern, die ihm die Dorfgemeinschaft kostenlos zur Verfügung gestellt hat, baut Modibou Hirse und Erdnüsse an. Sechs junge Hilfskräfte und ein Landwirtschaftsingenieur unterstützen Modibou dabei, dass die Ernte gelingt.

Rund 3.500 Euro betrug sein Startkapital im Juni 2006. Davon musste Modibou sich die Felder erschließen und das Saatgut kaufen, zurzeit finan-

ziert er damit die Löhne seiner Arbeiter, pro Kopf umgerechnet rund 37 Euro. Doch das Geld ist nur geliehen, die AEPJ hatte den Kredit bei einer Bank organisiert und die Haftung übernommen. Jetzt erinnert Amidou Camara, der mitgereiste APEJ-Vertreter seinen Namensvetter aus Kéniéba daran, dass er das Geld zurückzahlen soll.

Es ist schwer abzuschätzen, ob Modibous Geschäft tatsächlich so gut läuft, wie er vorgibt, wenn er sagt, dass er mit einem Gewinn rechnet, der mindestens drei, wenn nicht sogar viermal so hoch ist wie die Summe, die er investiert hat. Dafür spricht, dass das geförderte Projekt auch deshalb bewilligt wurde, weil Modibou viel Erfahrung als Landwirt hat. Seit er 12 Jahre alt ist, hat der heute 36-Jährige auf dem Feld gearbeitet; vor und nach der Schule, die er ohne Abitur abgebrochen hat, vor und nach der Arbeit als Verkäufer in einer Apotheke. Seine Freunde haben zuerst nicht verstanden, warum er sich ganz der Landwirtschaft widmen will. Sie wollten lieber nach Europa auswandern oder in der Goldmine arbeiten und wieder Andere wollten lieber in einem kleinen Laden stehen und verkaufen, sagt Modibou. Maloche in der Mine, das stand für den kräftigen, großen Mann nie zur Debatte: „Die Goldminen können lügen, aber die Erde, die lügt nicht“, sagt er. Und Europa, das andere Goldprojekt? Modibou schüttelt den Kopf unter dem schwarzen Baseball-Cappy. „Mein Europa ist hier in Afrika“, sagt er muster(schüler)gültig. Es sei einfach toller, Land zu bebauen. „Na ja, vorausgesetzt ich bekomme noch einen Traktor.“ Die APEJ wollte ihm den Traktor nicht dazu geben. Seitdem hofft Modibou, dass er aus eigener Kraft einen Traktor anschaffen und dann bis zu 40 Hektar Land bewirtschaften kann. „Wenn die dreißig, vierzig Jungs, die jetzt aus Kéniéba nach Europa aufbrechen wollen, das sehen“, meint er, „dann werden die auch auf Landwirtschaft umsteigen und hier bleiben.“

Traktoren und geförderte Landwirtschaft als Rezept gegen das Auswandern – Trainer Cheikh Ahmed Soumaré hat da seine Zweifel. Ackerbau und Viehzucht, das seien zwar schon die beiden Säulen der malischen Wirtschaft und die wichtigsten Schlüssel zur Schaffung von Arbeitsplätzen, sagt er abends beim Essen, aber einfach nur mehr Land zu bestellen, das reiche nicht. Mali brauche mehr weiterverarbeitende, agroindustrielle Landwirtschaft, meint der gelernte Ingenieur. „Und dann müssen wir die jungen Leute ausbilden, damit sie in diesen agroindustriellen Bereichen arbeiten können, also zum Beispiel in der Ernährungsindustrie.“ Das könnte etwa bedeuten, landeseigenes Obst und Gemüse haltbar zu machen und dann zu exportieren. Bisher fehlt das Angebot an entsprechenden Ausbildungen, beklagt Soumaré, das Angebot decke sich schlicht nicht mit der Nachfrage am Arbeitsmarkt. „Darüber mache ich mir am meisten Sorgen, wenn ich an die Perspektive der malischen Jugend denke“. Er habe es früher leichter gehabt,

sagt er leise. Denn die Grundausbildung für alle sei viel besser gewesen und der Staat habe damals dafür gesorgt, dass genug Stellen im Öffentlichen Dienst vorhanden waren.

## **16. Dreißig Kühe, ein Goldzahn und eine Menge Asche – Was zurückbleibt, wenn die Söhne gehen**

Für die Kluft zwischen Angebot und Nachfrage gibt es noch ein anderes, sehr drastisches Beispiel in Kéniéba. Das erfahre ich am nächsten Morgen, als Sekou, wieder mit der Wollmütze auf dem Kopf, vorbeikommt, um mir ein bisschen mehr über die Sorgen der Jugend in dieser entlegenen Gegend zu erzählen. Sekou hat seinen Freund Diabi mitgebracht, einen Landwirtschaftsingenieur, der in der Verwaltung von Kéniéba arbeitet. „Unterbeschäftigung“, das sei in einem Wort ihr Schicksal, sagt Diabi. Die Landjugend auf den Dörfern würde nur vier oder fünf von zwölf Monaten arbeiten, während der kurzen Ernteperiode. „Den Rest der Zeit, gibt es einfach nichts zu tun.“, sagt Diabi. Und wer ein Diplom habe, der sei oft arbeitslos oder verdiene zumindest nicht genug, um den Lebensunterhalt für sich und seine Familie zu sichern. Zwar könne man zwischendurch nach Gold suchen – in selbst gegrabenen Löchern, bemerkt Sekou, aber dabei verliere man oft schneller sein Leben als man Gewinn mache. „Denn solange kein Gold gefunden wird, arbeiten alle umsonst“, erklärt er. „Da kommen in vier bis sechs Monaten manchmal nicht einmal 1.000 FCFA heraus“ umgerechnet 1,50 Euro.

Aus all diesen Gründen hatten viele Freunde von Diabi und Sekou ihre Hoffnung in die beiden Goldabbau-Fabriken gesetzt, die 2004 in 15 und 40 Kilometer Entfernung von Kéniéba eröffnet wurden. Eine Hoffnung, die sich bitter zerschlagen hat. Statt 1.400 bis 1.600 neuer Arbeitsplätze sind es bis heute nur knapp 100 für die Jugendlichen aus der Region, „weil sie nicht die nötige Ausbildung dafür haben“, sagt Diabi. Seine Freunde könnten nur als Wächter oder einfache Arbeiter eingesetzt werden, nicht aber als Techniker. Alle anspruchsvollen, gut bezahlten Jobs gingen also an Arbeiter aus dem anglophonen Ausland, wo man Minentechnologie studieren kann. Oder aber es wurden Malier aus anderen Regionen angeheuert, die sich zuvor in den Minen im Süden des Landes für die Arbeit qualifiziert hatten. Auch Sekou ist leer ausgegangen. Er erzählt, wie sie in Kéniéba die Leute von APEJ gebeten hatten, ihnen in einer Fortbildung beizubringen, wie man Bulldozer und andere, in den Minen eingesetzte Schwerkraftfahrzeuge und Maschinen steuert. So wären ihre Chancen vielleicht gestiegen, in den Goldminen einen Job zu finden, und damit einen Monatslohn eines Technikers von um-



gerechnet – und für malische Verhältnisse sensationellen – 225 Euro. Stattdessen werden sie jetzt also auf das Leben als Jungunternehmer jenseits des Goldes vorbereitet.

Oder aber sie versuchen, nach Europa durchzukommen. Diesen Ausweg haben die jungen Leute im Kreis Kéniéba noch nicht so lange vor Augen, erzählt Diabi. Denn bis die Straße von Kayes nach Kéniéba vor wenigen Jahren für den Zugang zu den Goldfabriken verbreitert wurde, bis dahin glich Kéniéba einer Insel. Die Bevölkerung kam nur ganz selten mit den Menschen und Ideen im restlichen Mali in Berührung. Das ändere sich gerade, beobachtet Diabi: „Die Leute wollen weg“. Sekou kennt ein paar Jungs, die vor kurzem nach Mauretanien aufgebrochen sind und in ihrem Heimatdorf Selli, 13 Kilometer von Kéniéba entfernt, ihre Familien zurückgelassen haben. Diabi willigt ein, uns sein Dienstmotorrad mit den Crossreifen zu leihen, wir tanken es voll und verlassen Kéniéba Richtung Süden.

Es geht immer am Fuß des Bergmassivs entlang: durch eine Allee, am Friedhof mit den Lehmgrabplatten vorbei, über den Fluss Dude, der nur ein bisschen braunes Wasser führt. Nach zwei Kilometern weist mich Sekou daraufhin, dass die abgebrannten Felder zu unserer Linken das Grundstück bilden, das er mit Hilfe der APEJ bewirtschaften will. Bisher hat er nur ein kleines Feld in der Nähe von unserem Reiseziel Selli. Im nächsten Dorf macht Sekou kurz halt, um mir ein paar per Hand geschaufelte Goldgruben, die so genannten „Plazer“, zu zeigen: Auf einem unbewirtschafteten Acker ist ein Loch neben dem anderen gegraben, jedes drei, vier Meter tief. „Die Erde wird mit einer Kalebasse aus dem Loch nach oben gezogen“ erklärt Sekou. Für das Graben sind die Männer zuständig. Die Frauen stehen am Rand und durchsieben die Erde dann auf der Suche nach Goldteilchen. Es kann eine Weile dauern, bis man ein bisschen Gold findet. Doch es passiert sehr schnell, dass ein Mann beim Graben der Löcher verschüttet und lebendig begraben wird. Weiter geht es auf einer sandigen Piste, die die Goldsucher quer durch den dichten Wald geschlagen haben. Überall ragen Bambusäste über den Weg, der ständig steil auf und ab führt. Trotz der Crossreifen bleibt das Motorrad mehrere Male stecken – „Kéniéba, das heißt, da wo es viel Sand gibt“, sagt Sekou während er den Motor neu startet. Aber der Boden sei dadurch auch immer schön feucht und fruchtbar, weil die Berge in der Nähe sind und lauter kleine Bäche den Busch kreuzen.

Nach mehr als zwei Stunden, haben wir die 13 Kilometer nach Selli zurückgelegt. Sekou steuert das Motorrad auf den Hof von Fadjigi Sissoko, bei dem er wohnt, wenn er nach seinem Feld sieht. Die Kinder stieben auseinander, nur um uns gleich danach zu umzingeln und zu einer weißen Emailschüssel am Boden zu drängen. Wir dürfen mitessen: Duka, eine rot-braune Masse aus Erdnuss und Fonio-Körnern. Angenehm gestärkt erklären wir,

warum wir gekommen sind. Fadjigi Sissoko lächelt, so dass der Goldzahn im linken Mundwinkel aufblitzt. Es ist das erste Interview in seinem Leben. Ich setze mich neben ihn unter das Strohdach, auf eine hohe Bambusbank, auf die er sich kauert, die Knie an den alten, starken Körper gezogen. Um uns herum hat das halbe Dorf Platz genommen: ein paar junge Männer aus der Nachbarschaft und natürlich alle Kinder, die hier bis auf neun Zweitklässler sowieso nicht zur Schule gehen. Fadjigi ist das Oberhaupt einer 50-köpfigen Familie. Sie lebt von der Feldarbeit, von der Viehzucht und von dem, was sie in der Trockenzeit aus den „Plazern“ an Gold findet. Vor drei Monaten sind zwei von Fadjigis Brüdern und sein ältester Sohn – alle zwischen 22 und 25 Jahre alt – Richtung Mauretanien, bzw. Spanien aufgebrochen. „Es ist für mich sehr schwierig gewesen, sie ziehen zu lassen“, sagt Fadjigi. Nicht nur, weil er sich Sorgen macht und oft vor Angst nicht einschlafen kann. Auch weil er hier jetzt mit weniger Arbeitskräften und weniger Lasttieren klarkommen muss. Denn bis auf 30 Kühe hat der Familienchef seine gesamte Herde aus Kühen und Schafen verkauft. Ebenso die Goldvorräte und den Großteil der Ernte, die normalerweise als Vorrat für die eigene Familie gedacht ist – das alles, damit die drei jungen Männer nach Europa reisen können. Umgerechnet rund 2.200 Euro pro Person hat Fadjigis Familie aufgebracht. Nur einen Teil davon haben die Reisenden mitgenommen. Der andere Teil ist in Tieropfer und Marabut-Beschwörungen geflossen – unerlässliche Reisevorbereitungen während eines ganzen Jahres vor der Abreise.

Die Idee sei entstanden, erklärt Fadjigi, als sie im letzten Jahr bei einem Fest im Sénégäl waren. Dort hätten sie viele Senegalesen gesehen, die die meiste Zeit des Jahres in Paris leben. Sie kamen in Autos mit Klimaanlage. „Diese Leute waren auch nicht in der Schule, aber heute sind sie Millionäre“, sagt Fadjigi und kramt eine Münze aus seiner Brusttasche, um einen der kleinen Jungen zum Teeholen zu schicken. Den genauen Weg und das Ziel der Reise nach Europa kenne er nicht, sagt Fadjigi mehrmals. Aber ein paar Fragen und Antworten später stellt sich dann heraus, dass sein Sohn und seine Brüder gerade in Bamako sind. „Um ein Visum zu bekommen“, hofft der Vater. Das ist ein kleiner Peinlichkeitsmoment, denn eben hatte Fadjigi noch vermittelt, er wisse gar nicht, wo sich die drei aufhielten und kenne ihre Route nicht. Jetzt beeilt er sich zu sagen, dass er möchte, dass sein Sohn und seine Brüder auf legalem Weg nach Europa gehen und andernfalls umkehren.

Ich bin immer noch etwas irritiert, als ich wenig später hinter Sekou auf dem Motorrad sitze und alle Kinder uns zum Abschied winken und hinterher rufen. Ich frage Sekou nach dem Sohn von Fadjigi, den er schon seit der Kindheit kennt: Der sei „absolut entschlossen“ gewesen nach Europa

zu gelangen, koste es, was es wolle. In Kayes, wo Fadjigis Sohn ein Jahr lang bei Verwandten untergebracht war und sein Geld als Kofferträger verdiente, hätten ihn die Soninké auf die Idee mit der Reise nach Europa gebracht, erzählt Sekou. Fadjigi habe bis zum Schluss versucht, seinen ältesten Sohn im Dorf zu halten. Vergeblich, sogar das Angebot, ihm eine Frau zu geben, hätte den Sohn nicht zum Umdenken bewegt. Daraufhin habe der Vater dann die Kühe, die Ernte und das alles verkauft, um die Reise des Sohnes zu finanzieren. Jetzt ist ganz von selbst klar, dass der Sohn sicher nicht umkehren wird, falls er kein Visum für Frankreich oder Spanien bekommt. Mehr noch – aber das ist natürlich bloße Mutmaßung – wahrscheinlich werden der Sohn und die Brüder von Fadjigi gar nicht erst ein Visum beantragen. Denn wer so sehr weg will, wie die drei es zu wollen scheinen, stellt sich von vornherein nur vor die altbekannte Alternative „Sich durchschlagen oder sterben“.

Als wir schweigend weiterfahren, spricht das Feuer. Es frisst sich durch das Unterholz bis an den Rand des Weges, wo die Flammen dann noch eine Weile züngeln bevor sie im Sand ersticken. Das Geräusch des gefräßigen Feuers begleitet uns bis zu den Feldern vor Kéniéba. Dort rast der Brand über die Äcker. Nur die Bäume und zähe Büsche halten stand, kommen mit schwarzen Stämmen davon. Das Gras holen sich die Flammen ganz, zurück bleiben nur schwarze Erde und kleine Häufchen gekräuselter Asche. Der Wind treibt uns die grauen Blättchen ins Gesicht. Sekou wollte auch weg von Mali: 1994/1995 ist er in die Elfenbeinküste gegangen, um von dort nach Südafrika zu reisen. Als das nicht klappte, versuchte er es mit Angola. Aber nach zwei Wochen brach dort der Krieg aus. Weil er das einzige Kind seiner Mutter sei, sagt er, habe er nach dem Tod des Vaters bei ihr bleiben, heiraten und eine eigene Familie gründen müssen. „Aber wenn das hier nicht klappt, wenn das hier so bleibt – was ich nicht hoffe – dann werde ich dieses Land hinter mir lassen, sobald meine Mutter nicht mehr lebt.“ Die Luft ist heiß und die Hügelkuppen brennen über der Stadt, als mich Sekou absetzt. Wie ein riesiger Flächenbrand, denke ich, diese Sehnsucht nach dem Glück in der Ferne.

## **17. Warten auf das Paradies – Was man von einem alten Esel lernen kann**

Blickt er zurück oder nach vorn? Die Augen ruhen auf dem Licht, das die Sonne von draußen in das kleine Zimmer wirft. Der Rücken lehnt an der hellblau gestrichenen Wand. Die Hände liegen schwer auf den Knien. Ein Mann wartet auf einer Matratze in Mauretanien.

Emmanuel Daou hat das Warten festgehalten. Jetzt kann ich es ansehen, auf den digitalen Farbfotos, die auf seinem Flachbildschirm leuchten. Im März 2006 ist er mit seiner Kamera aufgebrochen, um den jungen Maliern bis ans Meer zu folgen. Über Gao, die malische Wüstenstadt, in der sich Nigerianer, Kameruner, Kongolesen und andere Wanderer auf dem Weg nach Europa begegnen, bis an die Küste Mauretaniens. Einmal dort angekommen, passiert nicht viel – außer Warten. Sie warten, den gepackten Rucksack griffbereit neben sich, bis die Piroge ablegt – Tage, Wochen, manchmal auch Monate. Man könnte inzwischen Fischen lernen und damit den Lebensunterhalt verdienen? „Nein“, sagt Emmanuel, das hätten die vier Malier, die er getroffen hat, nicht versucht. „Das dauert zu lang, sie wollen nämlich schnell Geld verdienen.“ Und das ginge in ihrer Vorstellung eben nur in Europa. Der Fotograf kennt den Nachbarkontinent, regelmäßig reist er nach Paris, aber er ist anderer Meinung. „Um da drüben Erfolg zu haben, muss man doppelt so fleißig und mutig sein“, sagt er. Und wenn seine Landsleute in ihrer Heimat nur mit halb soviel Mut anpackten wie in Europa, dann würden sie zuhause zehn mal soviel verdienen wie dort drüben, meint Emmanuel.

Dass das Leben in Europa dennoch attraktiver erscheine, das habe viel mit Scham zu tun, sagt der Fotograf. Denn vor den Augen der eigenen Eltern und der Familie zu leiden, das sei entwürdigend für den Einzelnen. Sich schinden und quälen – ja, aber nur weit weg von zuhause. Und so werden seine Landsleute Gärtner, Wächter oder Maurer in der Ferne. „Das ist schlicht und einfach Stolz“. Emmanuel's Urteil fällt hart aus: Zu viel Materialismus, zu wenig Selbstbewusstsein. Das bedeute nicht, dass die Ausgangslage im eigenen Land für die jungen Malier leicht sei. Im Gegenteil. Ausbildungs- und Finanzierungsmöglichkeiten für junge Leute müssten in jedem Fall deutlich verbessert werden. Trotzdem werde es nie so sein, dass man sich auf das, was der Staat für einen bereithalte, verlassen könne, sagt der Fotograf und beginnt zu erzählen:

„Das ist wie die Geschichte von Keita, der einen Esel hatte. Er stellt fest, dass der Esel bald sterben wird, findet ihn alt und sagt sich, er müsse ihn loswerden. Aber weil er den Esel schon so viele Jahre bei sich hatte, hat er doch Mitleid. Zu dem Tier sagt er: „Esel, ich weiß wirklich nicht, was ich mit Dir machen soll“, und geht ohne ihn zur Arbeit aufs Feld. Als er wiederkommt, ist der Esel in einen Brunnen gefallen. Zum Glück für Keita, denn der sagt zu sich: Der Esel ist sowieso zu alt. Zum Esel sagt er: „Wenn ich dich da herausziehe, wirst du dabei vielleicht sterben. Besser, du stirbst schon im Brunnen.“ Dann ruft Keita die anderen Dorfbewohner herbei und erklärt: „Das hier ist mein Esel, das stimmt schon, aber ich möchte, dass er in diesem Brunnen einen ordentlichen Tod findet.“ Die Dorfbewohner antworten, die

beste Lösung sei dann wohl, den Esel sofort im Brunnen zu begraben. Also fangen alle an, Erde in den Brunnen zu schütten, der im Übrigen sowieso nicht mehr genutzt wurde. Dem Esel kommt das seltsam vor: Er glaubt zuerst, man wolle ihm helfen, damit er aus dem Brunnen wieder herauskommt, aber nun schütten sie ihn mit Erde voll. Seltsam. Trotzdem bleibt er ruhig und überlegt. Da fällt mit einem Mal besonders viel Erde auf seinen Rücken – der Esel schüttelt sich, und dabei rutscht die Erde zu Boden. Der Esel steigt auf den kleinen Erdhaufen unter sich, während die Dorfbewohner oben weiter Erde nachschütten. Nach und nach schüttelt der Esel immer mehr Erde ab, steigt darauf und steigt so immer höher – als der Brunnen voller Erde ist, hat sich der Esel bis zum Ausgang hochgearbeitet. Die Dorfbewohner stauen: „Wie hat er es nur geschafft, da heraus zu kommen?“

Emmanuel blickt auf und lächelt. Auf dem Bildschirm im Hintergrund gehen vier Malier mit Tüchern vor der Sonne geschützt, die Rucksäcke geschultert durch die Wüste. „Die Lehre, die man aus dieser Geschichte ziehen kann, ist die“, sagt der Fotograf; „trotz Deiner schlechten Position und ganz gleich wie verzweifelt Du bist, bewahre eine kleine Nische mit Hoffnung und schüttele das Andere ab.“ Der Esel konnte sich befreien, weil er sich bewegt hat, weil er sich geschüttelt hat. Bezogen auf die vielen Jugendlichen, die keine Perspektive sehen in ihrer Heimat, bedeutet das für Emmanuel Daou: „Es reicht, an sich zu glauben, wirklich einen Ausweg finden zu wollen und irgendeine kleine Sache auf die Beine zu stellen.“

Stur wie ein Esel, so muss Traoré in den Augen seiner Mutter gewirkt haben. Denn jedes Jahr aufs Neue sagte sie zu ihm: „Du spielst jetzt schon so lange Fußball ohne Glück und ohne die Aussicht, davon leben zu können. Du solltest den Sport sein lassen und eine andere Arbeit suchen.“ Am liebsten wäre es ihr gewesen, wenn er, der einzige Sohn, Kaufmann geworden wäre, sagt Traoré widerstrebend. Er sitzt mir auf der Terrasse der kleinen Pension in Niore du Sahel, gegenüber. Jeans, Baseball-T-Shirt und so eine Militärkappe, deren Schirm eine Narbe auf der Stirn verdeckt. Woher kommt die, will ich fragen, aber stattdessen frage ich nach seinem Lieblingsfußballer: „Seedorf“, sagt er ohne zu zögern. Clarence Seedorf, der eigensinnige, holländische Mittelfeldspieler beim AC Mailand – das passt ja, denke ich. Und Kaufmann werden, passt natürlich nicht dazu. Das hatte Traoré auch wirklich nicht im Sinn. Zu seiner Mutter sagte er: „Das hat Gott in der Hand, und ich für meinen Teil, ich werde jetzt meinen Weg gehen.“

Der Weg führte im Frühjahr 2006 von Koutiala im Südosten Malis nach Mauretanien. Von dort wollte Traoré nach Spanien und dann weiter, am liebsten nach England – zum Fußballspielen, ruhig auch in der zweiten oder dritten Liga. Denn nur „wenn sie dich in Europa glänzen sehen“, sagt Traoré, „wollen sie dich“. Nur dann habe man in malischen Vereinen ein halb-

wegs gutes Auskommen. Was der defensive Mittelfeldspieler bisher vorzuweisen hatte, reichte nicht: eine Jugend beim größten Club des Landes, ein paar Spiele in der ersten Liga, zuletzt aber bei eher zweitklassigen Vereinen wie „Renaissance (Wiederaufschwung) Segou“ oder „Réveil (Erwachen) San“, wo schon der Name wie ein Versprechen klingt, das man nicht einlösen kann. Traorés Versuche, in Niger, Ghana, Togo oder Benin vom Fußballspielen zu leben, scheiterten ebenfalls. Es half wenig, dass er wusste, was er wollte.

Nützlicher war seine sanfte, tiefe Stimme: als Radio-Moderator und Animator in einem Nachtclub in Koutiala verdiente Traoré das Geld, das die Fußballtrainer an jedem Monatsende verweigerten. Er sparte und zog bis an den nördlichsten Küstenzipfel Mauretaniens, nach Nouadhibou. Auch dort gibt es einen Fußballverein, auch dort versucht Traoré anzuheuern. Der Trainer vom FC Nouadhibou stellte ihn vor die Wahl, mitmachen und bleiben oder zuschauen und jederzeit nach Europa aufbrechen können. Traoré ging und suchte sich andere Jobs. Er arbeitete in kleinen, senegalesischen Restaurants und lernte fischen. Das in Mali gesparte Vermögen – umgerechnet 750 Euro – hatte er längst als Vorschuss an einen malischen Schleuser gezahlt. Als sie endlich zu 15 Personen in einer Piroge nach Spanien aufbrechen, sind sie gezwungen, bald wieder umzukehren, weil marokkanische Schiffe vor der Küste patrouillieren. Sie finden den Rückweg nicht, der Motor fällt aus, der Proviant geht zu Ende. Schließlich schaffen sie es doch irgendwie zurück nach Nouadhibou und müssen für den nächsten Versuch nochmal zahlen. Bei diesem zweiten Mal kommen sie bis kurz vor die spanische Küste – diesmal sind es spanische U-Boote, die sie zur Rückkehr zwingen.

„Ich hatte wirklich das Gefühl, meine Zeit zu verschwenden“, sagt Traoré ganz ruhig. Der Weg hat sich als Umweg entpuppt. „Ich wollte nur noch umkehren und wieder bei Null anfangen“, erinnert er sich. Es ist Sonntag, Tag 1 seiner neuen Zeitrechnung – gestern ist Traoré nach Mali zurückgekommen. Jetzt sitzt er unter einem Strohbaldachin in Nioro du Sahel, weniger als 40 Kilometer von der mauretanischen Grenze entfernt, und trinkt Mangosaft. Neben ihm Sékouma, ein enger Freund aus Kindertagen. Bei ihm kann Traoré erstmal wohnen und neu anfangen. Der erste Schritt in diese Richtung ist schon gemacht. Noch am selben Abend seiner Ankunft hat Traoré bei dem Direktor des größten lokalen Radiosenders vorgesprochen und gefragt, ob es dort Arbeit für ihn gebe. Traoré wirkt entschlossen, unbeirrbar. Er will moderieren, Musik auflegen – diese sanfte, die zu seiner Stimme passt.

Würde seine Mutter das jetzt wieder stur finden? Möglich, sie wird erst davon erfahren, wenn er wieder ein bisschen Geld zusammen hat. Ist das das Ende des großen Fußballertraums? Nein, sagt Traoré und murmelt vor sich hin: „Nach und nach baut der Vogel sein Nest“. Dass mit dem „Nest“

immer noch Europa gemeint ist, verstehe ich erst ein paar Sätze später, als Traoré ausführt, dass für ihn jetzt nur noch der legale Weg nach Europa, der Antrag auf ein Visum, in Frage komme. Der Rest liege dann in Gottes Hand, sagt er: „Wenn ich Glück habe, gehe ich, wenn ich kein Glück habe, bleibe ich eben.“

## 18. Ein Brief an Angela Merkel – Was von der Reise übrig bleibt

Als ich unter meinem Tiroler Hut aus Bamako am Flughafen Düsseldorf gelandet bin, ist das nicht der Moment, wo ich durch die Automatiktür in die Wartehalle trete und denke „Leute, liebe Europäerinnen und Europäer, das mit der Einwanderung aus Afrika habe ich jetzt verstanden.“ Trotzdem kann ich die Frage, warum junge Malier nach Europa möchten jetzt besser beantworten.

Es hat viel mit Armut zu tun. Unzählige Menschen leben in Mali so wie die Dorfbevölkerung von Guétala. Ich denke daran, wie die Hirseschalen in Niouguolés Mund geknackt haben müssen, als es für ihn und seine Familie nur das Futter für die Tiere zu essen gab. Jeden Tag zu wenig zu haben, das lässt sich nur ertragen, wenn die anderen genauso wenig haben. Da kommen die Motorräder ins Spiel, die Häuser aus Beton und die Autos mit Klimaanlage, wie sie der Bauer Fadji aus dem Dorf Selli bei seinem Besuch im Senegal gesehen hat. Jeder noch so kleine Beweis von Vermögen wird so sofort hochgehalten.

Gleichzeitig kommen oft nur die Informationen bei den Maliern an, die Europa als Quelle unendlichen Reichtums darstellen. Zeitungen, Radio oder Fernsehen gibt es nicht in den entlegenen Dörfern. Und da wo Malier mit ihren Landsleuten in Europa telefonieren können, bleiben die Schattenseiten des unbekanntes Kontinents verborgen. Schwierigkeiten oder gar Scheitern zuzugeben, das geht oft höchstens Europäern gegenüber, auf keinen Fall aber in der eigenen Familie. Babilys kleiner Bruder schweigt.

Wissen ist selten das, was der Einzelne herausfindet, sondern das, worauf sich die Gemeinschaft – manchmal auch stillschweigend – geeinigt hat. Das soll nicht abwertend klingen, bedeutet aber in der Praxis, dass Informationen länger brauchen, um vorhandene Vorstellungen abzulösen. Beides, mangelnde Information und deren langsame Aufnahme, führen zum Beispiel auch dazu, dass viele den legalen Weg in die EU gar nicht kennen. Benjamin weiß nicht, wie er ein Visum für Spanien beantragen könnte. Weil er, wie viele junge Malier, so handelt, wie es Verwandte und Freunde raten oder tun, steht er erst gar nicht vor der Wahl, den legalen oder den illegalen Weg zu gehen.

Schlechte (Aus-)Bildung spielt eine wesentliche Rolle. Sowenig wie die

liebevoll gemalten Wellen in den Heften der Schüler von Guétala Buchstaben sind, so wenig ist Europa ein Paradies. Hier war die Kluft für mich fast nicht auszuhalten. Auf der einen Seite müssen die malischen Kinder Französisch lernen, auf der anderen Seite können sie das unter den gegebenen Bedingungen kaum schaffen und verpassen dabei, mehr über ihr eigenes Land zu lernen. Später werden sie dann oft wieder an den Bedürfnissen vorbei ausgebildet. Warum gibt man den jungen Leuten in Kéniéba einen Schnellkurs in Unternehmensgründung, anstatt ihnen beizubringen, wie man sich mit einem Bulldozer in einer Goldmine bewegt? Die Gefahr, an diesem Punkt schnell und polemisch zu urteilen, empfinde ich nach wie vor als sehr groß. Denn so wie die malische Regierung es versäumen mag, die hohe Unterbeschäftigung schnell und wirksam zu bekämpfen, so mögen manche Auswanderer es nur halbherzig versuchen, die Reise nach Europa zu umgehen. Das ist dann dieser Sog, den Guétalas Dorfschullehrer Mahdi meint, wenn er davon spricht, dass Auswandern „ansteckend“ sei. Je nach Gegenüber bin ich manchmal versucht zu denken, dass ein paar Jungs es chic finden, mir von ihren Europa-Plänen zu erzählen. Das so genannte „Abenteuer“ steht dann dafür, Ziele zu haben und genug mentale und physische Stärke, um etwas Großes zu leisten. Meine Fragen sind dann wie Torvorlagen. Sicher nicht bei Traoré, dem defensiven Mittelfeldspieler, der Mauretaniens gerade den Rücken gekehrt hat.

Häufig geht es darum, sich als Mann würdig zu erweisen. Nur wer seine Familie gut versorgt, gilt als ehrenhafter Mann, nur wer Verantwortung übernimmt, findet Anerkennung. Genau das ist aber die Paraderolle der Ältesten. Sie tragen die größte Last, aber sie haben dadurch auch die Möglichkeit, sich auszuzeichnen. Für die jüngeren Brüder ist das schwieriger. Sie müssen dem Familienchef, dem Vater, dem großen Bruder gehorchen. Ihr Spielraum sich zu beweisen ist also kleiner oder, anders gesagt, sie haben einen weiteren Weg. Bakary Keita aus Guétala ist erst ausgewandert, hat dann die Rolle des großen Bruders übernommen und ist inzwischen einer der einflussreichen Männer im Dorf. Was er und die anderen Älteren in Guétala als Verrat an der Familie betrachten, ist der Versuch der Jüngeren, selbst entscheiden zu können.

Der Drang nach Selbstbestimmung, das ist sicher das Motiv, das ich vor meiner Reise am meisten unterschätzt habe. Wie tief die Risse in der traditionellen, malischen Gesellschaft schon gehen, sieht man eben nur schlecht von Europa aus. Die große Familie ist für viele Jüngere längst nicht mehr der Lebensmittelpunkt. Wichtiger ist Männern wie Mady die kleine Familie: Vater, Mutter Kinder. Dabei macht es die Geldwirtschaft leichter, sich unabhängig zu machen; Geld bindet nicht so sehr wie der Tauschhandel. Es geht aber nicht nur um finanzielle Eigenständigkeit. Männer wie Bobby wollen



auch intellektuelle Freiheit. Sie wollen selbst beschließen, wie oft sie in die Moschee gehen, was ihre Frauen dürfen und wie ihre Kinder aufwachsen. Sie wollen, dass die Tradition dem Wissen nicht den Weg versperrt.

Viel mehr als diese Beobachtungen würde nicht in dem Brief stehen, den ich Angela Merkel in Bobys Auftrag schicken soll. Denn um Auswege für die jungen Malier zu schaffen, reichen Worte nicht. Es müssen sich alle Seiten an einen Tisch setzen.

### **19. I ne cè – Wieso ein deutsches Dankeschön nie mit malischem Dank mithalten kann**

Ich möchte mich von Herzen bedanken bei der Heinz-Kühn-Stiftung: für sechs wertvolle Wochen mit Recherche und Interviews. Es hat sehr gut getan, einem komplexen Thema mehr als die üblichen flüchtigen Stunden des aktuellen Tagesgeschäfts zu widmen.

Danke für die Stunden, in denen ich beim Schreiben noch mal reisen durfte: an alle, die in diesem Text vorkommen und an die, die ich nicht zitieren konnte, für die ich aber trotzdem zu sprechen versucht habe.

Danke an die Helfer im Hintergrund: an die Journalisten von Radio Klédu in Bamako, Radio Ganda Fadiga in Kayes, Radio Jamana in Nioro du Sahel, an meine Mitbewohnerin Maia und an Olivier Copin, ohne dessen Bilder und Geschichten ich nie nach Mali gereist wäre.